

REZENSIONEN

Peroutková, Michaela: Židovské identity v Československu před 2. světovou válkou a po ní [Jüdische Identitäten in der Tschechoslowakei vor dem Zweiten Weltkrieg und danach].

Nakladatelství Libri, Praha 2016, 260 S., ISBN 978-80-7277-552-1.

Das Buch von Michaela Peroutková wäre auch dann verdienstvoll und mit Gewinn zu lesen, wenn es bloß aus seinem zweiten Teil bestünde, nämlich den Erinnerungen jüdischer Opfer des Holocaust, der fünfzehn Überlebenden, die zwischen 1911 und 1937 in Böhmen oder Mähren geboren wurden und sich in den Jahren von 2007 bis 2011 im Gespräch mit der Autorin an ihre – überwiegend furchtbaren, ja unsagbaren und meistens Jahrzehnte tatsächlich ungesagten – Schicksale während des Weltkriegs und nach 1945 erinnerten. Doch hätte die Autorin nur diesen zweiten Teil vorgelegt, könnte man ihr vorwerfen, dass sie nichts Neues biete, ist doch eine große Zahl ähnlicher, nach der Oral-History-Methode erstellter Aufzeichnungen der Erlebnisse böhmischer Holocaust-Opfer auf den Webseiten des Projektes Holocaust.cz zu finden.¹ Dieser Vorwurf wäre indessen nicht vollkommen berechtigt, denn Michaela Peroutková hat sich in den Gesprächen auf folgende Themenbereiche konzentriert, die dem Buch seine ganz eigene Struktur geben: das tschechisch-deutsche Verhältnis und die Lage der deutschsprachigen Juden in Böhmen, die Äußerungen des Antisemitismus in Böhmen in vier Entwicklungsphasen der Tschechoslowakischen Republik (Erste Republik, Zweiter Weltkrieg, Nachkriegszeit und Staatssozialismus, die Jahre nach 1989) und auf das Verständnis der jüdischen Identität. Alle fünfzehn Interviewpartner äußerten sich mal ausführlicher, mal bündiger zu diesen vier Themen, wobei die Fragen in den einzelnen Aufzeichnungen nicht explizit markiert sind, was dem Fluss der Erinnerungen sehr zuträglich ist. Eine abschließende Analyse der so entstandenen Texte fehlt zwar, doch ist sie im gewissen Sinne vorangestellt, sie bildet unter der Überschrift „Jüdische Identitäten in den böhmischen Ländern“ den ersten Teil des Buches.

Hier präsentiert die Autorin zwei große chronologische Abschnitte, „1918-1945“ und „Rückkehr in die Heimat“ (also die Zeit von 1989 bis in die Gegenwart) und behandelt Themen, die ihr für die Bildung der jüdischen Identität(en) im genannten Zeitabschnitt wichtig erscheinen: die nationale Entscheidung (tschechisch oder deutsch sprechende Juden), Zionismus, Assimilation, politische Zugehörigkeit (meist zu linken Parteien, oft der KSČ), die erschütternde Erfahrung des Holocaust, die ernüchternden Erlebnisse nach der Rückkehr aus Konzentrationslagern oder dem Exil und neues Leid, die verschiedenen Phasen des jüdischen Narrativs in der böhmischen/tschechischen Mehrheitsgesellschaft. Das Überlappen der chronologi-

¹ URL: <http://www.holocaust.cz/zdroje/vzpominky/> (letzter Zugriff 10.08.2017).

schen Achse und der thematischen Linie führt zwar hin und wieder zu Wiederholungen, trotzdem ist der gesamte erste Teil fesselnd und flüssig zu lesen. Er ist tschechischen Schülern und Studenten, die mehr über die Geschichte des eigenen Landes erfahren wollen, sehr zu empfehlen.

Die einleitende Studie, in der die Autorin immer wieder Passagen aus den Erinnerungen als Beispiele heranzieht und analysiert, bringt nicht im eigentlichen Sinne neue Einsichten, denn die Fakten und Daten zur Geschichte der Juden in Böhmen und Mähren im 20. Jahrhundert und deren historiografische (und soziologische oder ideengeschichtliche) Auswertung wurden in den letzten 20 Jahren in verschiedenen Publikationen zusammengefasst, auf die sich Peroutková auch stützt. So ist ihr für die Geschichte des Holocaust in Böhmen und Mähren Peter Hallama die Gewährsperson,² für die Formung verschiedener jüdischer Identitäten Hillel Kieval,³ für die Stellung der Juden inmitten des deutsch-tschechischen Nationalitätenkonflikts Kateřina Čapková,⁴ für die Zeit nach 1945 Blanka Soukupová⁵ und Eleonora Hamar,⁶ für die Vertreibung der Deutschen (unter welchen auch viele deutschsprachige böhmische Juden waren) die zahlreichen Studien von Tomáš Staněk, die zwischen 1991 und 2005 erschienen sind. Der eigentliche Ertrag der Studie von Michaela Peroutková liegt in der Zusammenfassung und übersichtlichen Aufbereitung der Tatsachen und Zusammenhänge, sodass ein plastisches Bild des komplizierten und tragischen „jüdischen Schicksals“ in Böhmen und Mähren entsteht, das sich auch für den Einsatz im Unterricht gut eignen würde.

Sympathisch ist, dass sich die Autorin nicht unnötig mit Theorie aufhält. Theoretische Fragen der Identitätsbildung füllen mehrere Bücher, die meisten erscheinen weniger eindrucksvoll als diese Studie. Sympathisch sind ebenfalls die gelegentlichen Ausflüge in die Prager deutsche und in die tschechische Literatur. Als Germanistin freuen mich diese besonders, wenngleich Kenner der Prager deutschen Literatur in diesen Passagen vielleicht einige Ungenauigkeiten und Klischees monieren könnten.

Dass man Michaela Peroutkovás Studie mit Gewinn liest, liegt meines Erachtens allerdings noch an einem anderen Punkt, nämlich an ihrem nicht beschönigenden

² Hallama, Peter: Nationale Helden und jüdische Opfer. Tschechische Repräsentationen des Holocaust. Göttingen 2015 (Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa 1).

³ In tschechischer Übersetzung: Kieval, Hillel: Země mezi: čeští, moravští a slovenští Židé. [Zwischenland. Tschechische, mährische und slowakische Juden]. In: Bergerová, Natalia (Hg.): Na křižovatce kultur: Historie československých Židů [An der Kreuzung der Kulturen. Geschichte der tschechoslowakischen Juden]. Praha 1992, 23-52. – Ders.: Formování českého židovstva: Národnostní konflikt a židovská společnost v Čechách 1870-1918 [Die Herausbildung des böhmischen Judentums. Nationalitätskonflikte und die jüdische Gesellschaft in Böhmen 1870-1918]. Praha 2012.

⁴ Čapková, Kateřina: Češi, Němci, Židé? [Tschechen, Deutsche, Juden?]. Praha 2005.

⁵ Soukupová, Blanka: Židovská menšina v Československu po druhé světové válce [Die jüdische Minderheit in der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg]. Praha 2009.

⁶ Hamar, Eleonora: Vyprávěná židovství. O narativní konstrukci druhogeneračních židovských identit [Erzähltes Judentum. Über die narrative Konstruktion jüdischer Identitäten der zweiten Generation]. Praha 2008.

Blick auf die tschechische Geschichte und Gesellschaft und ihrem Umgang mit den Juden im Lande. Mit bewundernswerter Direktheit und Unerschrockenheit demonstriert Peroutková die historischen Mythen, die als große Narrative bis heute die Selbstwahrnehmung und Weltanschauung der tschechischen Gesellschaft bestimmen. Sie zeichnet vor allem diese als einigermaßen unreif und gefährlich ambivalent – wenn nicht latent aggressiv – in ihrem Verhältnis zu Minderheiten. Diese Ambivalenz bestehe auch gegenüber der jüdischen Minderheit, denn die tschechische Mehrheit sei nach 1989 erneut nicht in der Lage gewesen, die Wunden, die ihr die große Geschichte im 20. Jahrhundert zugefügt habe, rational zu verarbeiten. Solche schlecht verheilten Wunden habe man notdürftig mit Mythen überdeckt – wie dem Mythos vom einzigen wirklich demokratischen Land in Mitteleuropa, vom nicht antisemitischen Volk, vom verratenen Volk, vom doppelten Opfer, von der gerechten Lösung der „deutschen Frage“ usw.

Die einleitenden zwei Seiten belegen, mit welcher Ignoranz die heutige tschechische politische Repräsentation dem Thema Erinnerung an den Holocaust begegnet. Im abschließenden Kapitel zu den tschechischen Narrativen über Juden und jüdische Themen wünschte man sich zwar eine breitere Materialgrundlage, etwa einen Bericht über tschechische Schulbücher für den Geschichtsunterricht, doch sind Einleitung und Schluss erschütternd genug, um aus dem schönen Traum, dass sich nach 1989 alles zum Guten gewendet habe, aufgerüttelt zu werden.

Olomouc

Ingeborg Fiala-Fürst

Höhne, Steffen/Ludewig, Anna-Dorothea/Schoeps, Julius H. (Hgg.): Max Brod (1884-1968): Die Erfindung des Prager Kreises.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2016, 401 S. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert 9), ISBN 978-3-412-50192-1.

Max Brods facettenreicher Persönlichkeit gerecht zu werden und dabei sein in der breiten Öffentlichkeit vergessenes Wirken als Autor, Literat, Kulturvermittler und -politiker in seiner Geburtsstadt Prag, dann in Tel Aviv kritisch zu überprüfen, ist keine leichte Aufgabe. Den Organisatoren der Tagung zu „Max Brod und der ‚Erfindung‘ des Prager Kreises“, die 2014 im Goethe-Institut Prag stattfand, ist es gelungen, diese zu erfüllen, was der vorliegende Sammelband belegt. Zwar verweisen die Herausgeber selbst auf wenigstens eine Lücke, Brods historische Romane, die „in diesem Band [...] weitgehend ausgeblendet bleiben“ (S. 7), aber die Lücke an sich dokumentiert das heutige schwache Interesse an Brods literarischer Produktion. Für neue Leser sorgt hoffentlich die seit 2013 von Mitveranstaltern der Tagung edierte Werkausgabe von Max Brod. Auch hätte man mehr über Brods Tätigkeit als jahrelanger Kulturredakteur des „Prager Tagblatts“ erwartet – zu diesem Thema verfügt der Interessierte allerdings über Pavel Doležals 2004 erschienene Dissertation.¹ Auf diese wird im vorliegenden Band, der keineswegs Vollständigkeit beansprucht, eben-

¹ *Doležal, Pavel: Tomáš G. Masaryk, Max Brod und das „Prager Tagblatt“ (1918-1938). Deutsch-tschechische Annäherung als publizistische Aufgabe.* Frankfurt am Main u.a. 2004.

so Bezug genommen wie auf die vorliegende Literatur zu Brod (u. a. Margarita Pazi, Claus-Ekkehard Bärsch, Kurt Krolop, Gaëlle Vassogne, Barbora Šrámková), womit zugleich Bilanz gezogen wird.

Zwei Problemfelder werden hier behandelt, die nicht ganz deckungsgleich sind: erstens das des Prager-Kreis-Konzeptes, das von Max Brod retrospektiv geprägt wurde und sich bis heute erhalten hat, zweitens das von Brods Wirken in Prag und in der Zeit danach. Die sieben Beiträge der dritten Sektion, die sich mit dem erstgenannten Problemfeld befassen, bilden ein zusammenhängendes Ganzes mit dem Ziel, das Prager-Kreis-Konzept und dessen Einbettung in den literaturhistorischen Kontext richtig einzuschätzen.

So konfrontiert Manfred Weinberg in „Max Brod und die Prager deutsche Literatur“ die 1966 von Max Brod geprägte Formel vom „Prager Kreis“ mit dem Modell der „Prager deutschen Literatur“, das auf den Liblicer Konferenzen angenommen wurde. Beide Konzepte werden oft miteinander identifiziert. Doch Weinberg kann nachweisen, dass Brods Modell seiner verschiedenen Kreise sich so wenig mit Goldstückers Einheitsmodell vereinbaren lässt wie eben ein Kreis mit einem Quadrat: Es passe „deutlich besser zu den Ergebnissen auch aktueller historischer Forschungen“ – etwa von Kateřina Čapková und Ines Koeltzsch – abgesehen von seinem einseitigen Kafka-Bild und der „Etablierung einer strikten Einheitlichkeit, der man heute so nicht mehr folgen kann“ (S. 138 f.). In Ermangelung einer angemessenen Bezeichnung für das Phänomen der deutschsprachigen Literatur in den böhmischen Ländern als Ganzes sei das Brod'sche Modell also vorzuziehen, soweit man ihm die Kreismetapher „austreibt“, um „nur noch von variablen Netzwerken und Knotenpunkten“ zu sprechen (S. 141).

Mit Humor schließt sich Jörg Krappmann diesen Überlegungen an und untersucht „die Bringschuld der Literaturgeschichte gegenüber den beiden autobiografischen Schriften von Max Brod“, „Streitbares Leben“ von 1960 und „Der Prager Kreis“ von 1966: Mit seinem Modell mehrerer Prager Kreise lasse Brod schließlich „ein lineares Prinzip“ gelten, das sowohl zeitlich als auch räumlich für Kontinuität Sorge; somit belegen einerseits „beide Bücher den Wert der regionalen Kultur(en) für die Literaturlandschaft Böhmen und Mähren“ (S. 150); andererseits korreliere auch Brods Beschreibung mit den rezenten Ansätzen der Forschung zur Moderne, die den Akzent auf „einen kontinuierlichen Übergang vom 19. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts“ legt (S. 156). Im Gegensatz zu Brods Kafka-Deutung ist jedoch der geschaffene kontinuierliche Literaturraum nicht rezipiert worden; indessen wurden die „Thesen von Liblice mit ihrer einfachen Struktur, hier avantgardistische und humanistische Großstadtliteratur, da primitiv-faschistoide Heimatliteratur“ (S. 154) vorgezogen. Man habe dabei die im „Prager Kreis“ vertretenen kulturhistorischen Argumente übersehen, die „den Paradigmenwechsel in der Prager deutsch[sprachig]en Literatur“ einleuchtender hätten erklären können (S. 158).

Zusammenfassend untersucht dann Steffen Höhne die Bedeutung des Prager Kreises „als mediales Forum und als mediale Konstruktion“. Zur Konzeption des engeren Kreises als „freundschaftliche Verbindung von vier Autoren“ – Franz Kafka, Felix Weltsch, Oskar Baum und Max Brod – bemerkt Höhne, dass diese

Gruppenbildung „ohne Lehrer oder Programm“ (so Brod), „ohne förmlichen Mitgliederstatus und Publikation“ etwas Informelles hat und eigentlich „als soziales Faktum“ und „Deutungsmuster“ fungiert, die selbst Realität konstituieren (S. 163). Der engere wie der weitere Prager Kreis, die Brod ästhetisch zwischen Neoromantik und Expressionismus verortet, dokumentieren vor allem sein Bemühen um die eigene Positionierung im Feld der Literatur- und Kulturproduktion „als Teilnehmer und Initiator sozialer Netzwerke“, „als etablierter Autor“, „als bilingualer Akteur im multinationalen Prag“ mit dem „Monopol literarischer Legitimität“ (S. 170). Brods Erfolge auf dem Gebiet der Kulturvermittlung zeugen eindeutig von seiner großen Urteilskompetenz sowie von seinem Einfluss auf das kulturelle Feld, „und sei es eben unter dem missverständlichen“, weil die Realität stilisierenden „Label eines Prager Kreises“ (S. 171).

Štěpán Zbytovský geht es eben um Brods Selbstpositionierung im Prager kulturellen Feld aufgrund dessen „Konzeption der Literaturkritik“. Anhand der von Brod zwischen 1906 und 1926 verfassten Essays über Literaturwertung und aufgrund seiner Besprechungen deutschböhmischer Autoren geht Zbytovský zwei Fragen nach: Welche Konzepte bestimmen Brods kritische Tätigkeit und metakritische Urteile? Inwiefern werden diese Konzepte in der praktischen Umsetzung sichtbar? Zbytovský unterscheidet zwischen einer frühen, „text- und rezeptionsorientierten“ Kritikauffassung vor dem Krieg, die die Neuheit als „Abweichung von dem Erwarteten“ definiert und Brod zum Beispiel dazu führt, „den Aspekt des überraschenden Genusses an der Trivialkultur“ hervorzuheben, und einer späteren, „autor- und intentionsorientierten“ Phase nach dem Krieg, in der der Akzent eher auf dem Erlebnis liegt. Mit dem Aufkommen von Brods jüdischem Aktivismus beginnen sich beide Auffassungen zu überlappen, da seine Konzeption der Literaturkritik mehr und mehr „auf die identitätsbildende und den kollektiven Wertekanon ausgerichtet ist“ (S. 189). In der Praxis werden Brods Wertungen also „in einen anderen, übergeordneten Rahmen eingebettet“, denn für ihn sind bald „moralische Aspekte und die Frage nach dem Beitrag zur kollektiven (jüdischen) Selbstverständigung entscheidend“ (S. 195). Auch die Idee der „Distanzliebe“, nach der „die deutschsprachigen Zionisten dank ihres nationalen Bewusstseins die nationalen Interessen anderer besser verstehen“ (S. 191), steht mit dieser Vorstellung schließlich im Einklang.

Die in Kafkas sozialer Gruppe verbreitete Angst, die eigene Zugehörigkeit zur deutschen Sprachgemeinschaft könne in Zweifel gezogen werden, behandelt Boris Blahak in „Realität und Fiktion der sprachlich-exklusiven Selbststilisierung des Prager Kreises“. Dazu untersucht er Brods normalisierende Texteingriffe in seiner Ausgabe der posthumen Schriften Kafkas und kommt zu dem Schluss, Brod habe nicht nur versucht, „den Freund seiner verdienten Anerkennung zuzuführen“, sondern auch „dessen literarisches Potential dazu [genutzt], das propagierte Autostereotyp zu untermauern, die Autoren des Prager Kreises verfügten über ein gesprochenes wie geschriebenes Deutsch bar jeder regionalen Tönung“ (S. 216).

Mit der jüdischen Thematik befassen sich auch die letzten zwei Beiträge dieser Sektion – der von Gaëlle Vassogne über „Max Brod als jüdischen Politiker“ und der von Mark H. Gelber über „Max Brod und den Prager Zionismus“. Vassogne rekon-

struiert Brods Weg zum jüdischen Selbstbewusstsein ab 1909/1910: Anfangs verstand dieser den Zionismus intellektuell als Mittel der Dissimilation; dann nahm seine Auffassung nach 1918 einen politischeren Charakter an, indem sie den Kulturzionismus von Achad Ha'am, Martin Buber und Hugo Bergmann mit den Ideen von Aharon David Gordon zur Suche eines Landes für die Juden und zur „Gegenwartsarbeit“ zusammenfließen ließ. „Als sein höchster politischer Erfolg“ sei in diesem Zusammenhang „Brods Rolle bei der Anerkennung der jüdischen Nationalität zu betrachten“ (S. 235). Nach seinem Scheitern bei den Parlamentswahlen von 1920 zog er sich zwar aus dem politischen Leben zurück, verstand aber seine Tätigkeit als Autor weiterhin „als Politik mit anderen Mitteln“ (S. 236). Gelber nimmt sich vor, beide von Peter Demetz und Margarita Pazi vertretenen Annäherungen an das Thema „Brod und der Prager Zionismus“ zu vermeiden, nämlich die misstrauische und die biografisch-hagiografische. Zu diesem Zweck unterstreicht er die Sonderstellung des Prager oder Bar Kochba-Zionismus als „Paradebeispiel des Kulturzionismus“ (S.245), von dem die zionistischen, auf Deutsch verfassten Schriften Brods besonders deutlich zeugen mit ihrer Forderung nach einer „auf humanistischen, sozialistischen und jüdisch-religiösen Werten“ beruhenden Gemeinschaft: „Diese spezifisch geistige Bestimmung, die auch universelle Bedeutung hat“, mache den Kern von Brods Zionismus aus und zeige ihn somit „im Zentrum des Bar Kochba-Kreises“ viel mehr noch als im Zentrum des Prager Kreises (S. 249).

Die übrigen vier Sektionen des Sammelbands sind Brods Wirken als Autor und Mentor gewidmet. Dies hängt auf vielfältige Weise mit der Durchsetzung des Prager-Kreis-Konzepts zusammen, das jedoch wegen seiner großen Öffentlichkeitswirkung in der eben vorgestellten dritten Sektion behandelt worden ist. Thema der ersten Sektion ist das erfolgreichste Vorhaben Brods neben der Prägung des Prager-Kreis-Konzepts, also die Durchsetzung von Kafkas Werk. So befasst sich Hans-Gerd Koch „mit den literarischen Implikationen dieser engen Freundschaft“ mit Kafka für Brod, dem diese gleichsam zum Verhängnis geworden ist, da sein eigenes Werk völlig hinter dem des Freundes zurückgetreten sei. Brods Rolle als Impresario, Mentor, ja Motor für Kafkas literarische Produktion sei zwar vielfach erforscht und dokumentiert, so Koch, aber das Verhältnis vielleicht nicht so unausgeglichen, wie man denken mag, denn schließlich „schöpften [die beiden] aus einer sich vielfach überschneidenden Gedanken- und Vorstellungswelt“ (S. 20). Obwohl Kafka das literarische Schaffen seines Freundes sehr geschätzt habe, sehe man Brod heute „nicht auf literarischer Augenhöhe mit Kafka“ (S. 21).

Julius H. Schoeps vergleicht die Kafka-Deutung durch Max Brod und Hans-Joachim Schoeps mit der von Gershom Scholem und Walter Benjamin. In diesen heftigen Debatten um Kafka und Kafkas Verhältnis zum Judentum „ging es allerdings nicht nur um unterschiedliche Deutungen, sondern auch um unterschiedlich gelagerte politische Ansichten und weltanschauliche Positionierungen“ (S. 32), also um linke oder halblinke gegen religiöse bzw. theologische Sichtweisen, deren Differenzen „typisch für die zum Teil polemisch ausgetragenen innerjüdischen Auseinandersetzungen Anfang der 1930er Jahre waren“ (S. 28).

Die Beiträge der nächsten Sektion widmen sich den literarischen Texten Brods. Ingeborg Fiala-Fürst untersucht dessen Lyrik – mit ihren ca. 500 Gedichten quasi ein

Randgebiet in seiner immensen Produktion – in Bezug auf den expressionistischen Stil, den Brod entschieden ablehnte. Vor allem mit seinem Frühwerk darf er jedoch als „Wegbereiter des expressionistischen Aufbruchs“ in der Prager Literatur betrachtet werden, wie die Verfasserin nachweist, weil er zum einen „dank seiner vielfachen Verbindungen zu den Berliner expressionistischen Zentren den Pragern aus der Provinzialität heraushalf“ (S. 40), zum anderen mit seiner Theorie des „Indifferentismus“ das expressionistische Lebensgefühl gleichsam vorweggenommen habe (S. 47).

Karl Braun und Jaromír Czmero liefern zwei Interpretationen eines Kriegsgedichts von Brod mit expressionistischen Anklängen, „Die neue Stadt“, das 1916 in Adolf Hauffens Anthologie „Kriegslieder deutschböhmischer Dichter“ erschien: Darin stelle Brod, so Braun, „eine Kriegserklärung an den Krieg“ dar, während Czmero das Gedicht eher als Ansatz eines geistigen Kriegs „gegen die Entfremdung vom Wesen des Judentums“ (S. 81) versteht. Klaus Völker nimmt sich dann der dramatischen Produktion Brods an, die neben zehn Dramen „eine ganze Reihe origineller Szenen und Dialoge, außerdem mehrere Bühnenbearbeitungen“ nach Romanen von Kafka und Hašek sowie Übersetzungen von Opernlibretti aus dem Tschechischen ins Deutsche umfasst (S. 85). Völker stellt fest, die Theater hätten sich nie um „seine oft zu romantisch geistreichen, aber unerschrockenen und verblüffend lustigen Dramen“ gerissen (S. 99). Brods Verdienste liegen auch hier eher auf dem Gebiet der Vermittlung als auf dem der eigenen Produktion.

Abschließend befassen sich Anna-Dorothea Ludewig und Hans-Dieter Zimmermann mit Brods Romanwerk unter dem Blickwinkel des literarischen Frauen-, bzw. Jüdinnebildes im Frühwerk und unter dem der Reminiszenzen an die verlorene Heimatstadt im Spätwerk. Ludewig gelangt zu dem Schluss, „das jüdische Frauenbild Max Brods bewege sich im Spannungsfeld zwischen zionistischen Theorien und urbanen Realitäten“, also zwischen dem „Idealbild der neuen Hebräerin“ und dem „Zerrbild der Großstadtjüdin“: Beide „bleiben statisch und gleiten ins Stereotypische ab“ (S. 114). Zimmermanns Bilanz ist ebenfalls gemäßigt, was die „schwankende Qualität“ der in Tel Aviv verfassten Texte angeht. Er beginnt mit einer Übersicht über Brods Prosawerke, bevor er auf die „kleinen Prager Romane“ („Beinahe ein Vorzugsschüler“, 1952; „Der Sommer, den man zurückwünscht“, 1952; „Jugend im Nebel“, 1959; „Die Rosenkoralle“, 1961) und den Roman „Prager Tagblatt“ (1957) zu sprechen kommt. Die ersteren sind Werke der Erinnerung, Entwicklungs- und Bildungsromane, die im Prag der Jugendjahre Brods spielen und alle in Auschwitz enden. Der Roman „Prager Tagblatt“ schildert das Prag der Ersten Republik und schließt mit der Behauptung, Brod habe „nie auch nur einen Augenblick lang Heimweh gehabt“ (S. 125). Dieses Gefühl scheint er unter dem jüdischen und christlichen Erbe der „tätigen Güte“ subsumiert zu haben, die „Brod schließlich in der Gestalt Jesu noch einmal hervorhebt in seinem großen Roman ‚Der Meister‘“ aus dem Jahre 1952 (S. 126).

Die Beiträge der vierten Sektion widmen sich Brods Beschäftigung mit der tschechischen Kultur. Seine Kenntnis der tschechischen Sprache und seine musikalische Ausbildung befähigten ihn zur Übersetzung der Opernlibretti von Leoš Janáček ins Deutsche. In den Jahren von 1917 bis 1930 übersetzte er auch – mit einer Ausnahme

– alle Opern aus der letzten Schaffensperiode des tschechischen Komponisten. In ihrem Beitrag weist Alena Wagnerová jedoch nach, dass Brod „mit seinen tiefen dramaturgischen Eingriffen in das Sujet“ der Werke „seine Kompetenz als Übersetzer“ weit überschreitet, indem er die Handlung „ohne Verständnis für [deren] Atmosphäre“ umgestaltet und sie dem eigenen Geschmack sowie der Opernkonvention anpasst (S. 259). Obwohl Brod von Janáček begeistert war und zweifelsohne zu dessen Weltruhm beitrug, waren sie „zwei im Grunde wesensfremde Menschen“ (S. 262), wie Brods eigene, konventionelle Kompositionen das zu verstehen gäben.

Barbora Šrámková legt den Fokus auf Brods Prosa und deren Rezeption von 1909 bis 1968, das heißt in der Prager Zeit und den Jahren in Tel Aviv. Sie arbeitet ein unterschiedliches, zum Teil divergierendes Interesse an Brods Produktion bei tschechischen und deutschen Kritikern heraus. Offenkundig unterliegen so konträre Meinungen nicht „nur dem Geschmacksurteil“, sondern es spielen dabei außerliterarische (persönliche bzw. politische) Faktoren mit, die weiterer Erläuterungen bedürften.

Schließlich setzt sich Marek Nekula mit Brods Interesse an Karel Sabina – das heißt der Figur des „Verräters an der Nation“ – auseinander, das sich schon 1913 zeigte und 1962 in der Veröffentlichung des Buches „Die verkaufte Braut – Der abenteuerliche Lebensroman des Textdichters Karel Sabina“ mündete. Wie Nekula zeigt, handelt es dabei nicht um eine herkömmliche Biografie, sondern um eine „Umwertung von Sabina“, eine „Veränderung seines Bildes“ in der tschechischen Literaturgeschichtsschreibung: „Brod verortet seinen Sabina gar als Mittler zwischen [Tschechen und Deutschen] in einem kulturellen Zwischenraum, der ihm zum Verhängnis wird“, wobei „sich die von Brod positiv dargestellte Mittlerrolle [...] mit dem Jüdisch-sein“ verbindet (S. 298). Das sei zwar originell, „sage aber mehr über Brods Sichtweise der jüdischen Mittlerrolle aus“ als über den historischen Sabina (S. 299).

Die Beiträge der letzten Sektion rücken einzelne Persönlichkeiten um Max Brod ins Licht. Peter Becher widmet sich „Ludwig Winder als Kulturredakteur der ‚Bohemia‘ 1914-1918“ und seiner Entwicklung von der Kriegsbegeisterung zum Entsetzen und zur Friedenssehnsucht. „Max Brod hat ihm durch die Aufnahme in seinen ‚engeren Prager Kreis‘ nach Kafkas Tod ein Denkmal gesetzt“ und Kurt Krolop „die mit Abstand fundierteste Arbeit“ über diesen wichtigen Protagonisten der Prager deutschsprachigen Literatur neben Max Brod verfasst (S. 313).

Christoph von Ungern-Sternberg nimmt dann den Journalisten Willy Haas in den Blick, der zum Zirkel der sogenannten Arconauten zählte und als Vermittler und Organisator mit Max Brod konkurrierte. Haas räumte allerdings selbst ein, „diese Autorität hatte er auch seiner Bekanntschaft mit Max Brod zu verdanken“ (S. 320). Obwohl Haas nach 1920 nur noch wenige Jahre in Prag lebte, sei das Fundament zu dieser Rolle als „großer Regisseur der Literatur“ in Prag gelegt worden (S. 335). Der Beitrag von Hannah Lotte Lund, der der gebürtigen Pragerin, vor allem jedoch als Berliner Mäzenin rezipierten Auguste Hauschner gilt, sei als Plädoyer zu verstehen,

statt ihres Salons ihren Schreibtisch zu rekonstruieren, auf dem sich [...] Briefe mit so unterschiedlichen politischen Denkwegen deutschsprachiger jüdischer Autoren [mit einer Band-

breite von Fritz Mauthner über Gustav Landauer bis Max Brod hin] trafen, wie es aus kaum einem anderen Netzwerk überliefert ist. (S. 449 f.)

Im Briefwechsel Max Brods mit der älteren Freundin (1914-1921) spiegelt sich die mit der Zeit verstärkte Hinwendung beider zu jüdischen Themen, Personen, Geschichten wider sowie die Suche nach Möglichkeiten und der richtigen Art zu helfen (S. 344). „Worin Hauschners und Brods Ansichten zu diesen Problemen letztlich übereinstimmen“, bleibe jedoch „mangels der Überlieferung ihrer Briefe“ dahingestellt (S. 349). Immerhin darin: „der jüdische Nationalismus darf nicht eine neue chauvinistische Nation schaffen, sondern soll nur der versöhnenden, allmenschlichen, heut degenerierten Genialität des Juden eine Gesundung [...] schaffen“ (Brod an Auguste Hauschner, 12. Juni 1916).

Zum Schluss untersucht Gaëlle Vassogne die im Museum der tschechischen Literatur in Prag aufbewahrten 115 Briefe, die Brod zwischen 1907 und 1963 an 41 Adressaten verfasste. Diese Schreiben belegen Brods Entwicklung von einem jungen, nach Behauptungsstrategien suchenden Autor über das anerkannte Mitglied der Prager Kulturwelt zum alternden Schriftsteller, der um eine versunkene Welt trauert. Dabei stechen zwei Konvolute von Briefen besonders heraus: die Briefe Brods an Rudolf Fuchs anlässlich der Publikation der „Schlesischen Lieder“ von Petr Bezruč in Deutschland, und der Briefwechsel Brods nach 1945 mit den überlebenden Verwandten von Kafka und deren Anwalt Kamill Ressler.

Willy Haas hat Brod als „einen Autor, der als Mensch dazu geboren war, zu lehren, zu erwecken, zu formen“, charakterisiert (S. 320), während Josef Körner behauptete: „Max Brod ist vielleicht nicht der begabteste, gewiss aber der vielseitigste unter den Genossen“ (S. 40). Die Mehrheit der in diesem Band versammelten Beiträge bekennt sich zu diesem Widerspruch zwischen dem Autor und dem Menschen, dem Organisator und dem Vermittler, dem erfolgreichen Netzwerker und dem unvergleichlichen Mentor, der als optimistisch, selbstsicher, energisch, „immer dem Leben und den anderen zugewandt“ gilt und dessen Urteilsschärfe oder „klare Urteilskraft“ gelobt wird. Wie lässt sich erklären, dass diese Urteilsschärfe offenbar mitunter fehlte, wenn es um die eigene literarische Produktion ging, deren Qualität vielfach als „schwankend“ betrachtet wird? Diese Frage bedarf einer systematischen Analyse. Zahlreiche Ansätze zu einer Antwort findet man bereits im vorliegenden Band, zum Beispiel bei Hans-Gerd Koch, der Kafkas und Brods Motivationen zu schreiben, Unabhängigkeitsbedürfnis, Arbeitsweisen und Schreibstrategien einander vergleichend einander gegenüberstellt (S. 18 f.). Was dieser Band jedoch am besten in Erscheinung treten lässt, ist die bisher unterschätzte Bedeutung von Max Brods Konzept des Prager Kreises, das helfen kann, missverständliche und irreführende Modelle abzubauen, die nach wie vor als Deutungsmuster für die Prager deutschsprachige Literatur kursieren, nämlich das Modell der „Prager deutschen Literatur“, aber auch das der von Deleuze und Guattari in Umlauf gesetzten „littérature mineure“ und ihrer verhängnisvollen Folgen.

Dudeková, Gabriela/Mannová, Elena a kol.: Vojak medzi civilmi, civil medzi vojakmi. Vzťah armády a spoločnosti v období modernizácie. Pocta Vojtechovi Danglovi [Soldat unter Zivilisten, Zivilist unter Soldaten. Das Verhältnis von Armee und Gesellschaft in der Zeit der Modernisierung. Vojtech Dangl zu Ehren].

Spoločnosť Pro Historia, Bratislava 2017, 511 S., ISBN 978-80-89910-01-4.

Militärgeschichte wurde lange Zeit überwiegend „klassisch“ betrieben. Ehe neuere Forschungen der letzten Jahrzehnte den Blick für sozial- und kulturhistorische Fragestellungen öffneten, standen Studien zu militärischen Planungen und Abläufen oder zur Strategie von Heerführern im Vordergrund. Auch in der slowakischen Geschichtswissenschaft fehlten Untersuchungen zum Verhältnis von Armee und Gesellschaft, zum Soldatenalltag oder zur Kriegserinnerung bis vor einigen Jahren. Vojtech Dangl war einer der ersten, die mit eigenen Forschungen zur Öffnung des Themenfeldes beitrugen. Stellvertretend für seine zahlreichen Arbeiten kann die Studie mit dem bezeichnenden Titel „Armee und Gesellschaft an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“ genannt werden.¹

Mit dem vorliegenden Band ehren nun zahlreiche Kollegen und Freunde den slowakischen Historiker, der lange am Militärhistorischen Institut in Bratislava tätig war. Die Publikation zielt darauf, weitere Forschungen zu Militär und Armee aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive anzuregen. In der Tat bietet sie zum Teil neue Einblicke, da es sich aber um eine Festschrift handelt, sind die Beiträge inhaltlich recht breit gestreut. Im Folgenden soll deswegen nur auf einige der insgesamt 18 Aufsätze näher eingegangen werden.

Einen fundierten Einblick in die ab dem 17. Jahrhundert entstehende Invaliden- und Veteranenversorgung im Herrschaftsbereich der Habsburger gibt Ingrid Kušniráková. Dabei kann sie unter anderem zeigen, dass die Betreuung ehemaliger Soldaten eine zunehmende gesellschaftliche Relevanz erfuhr und von staatlicher Seite entsprechend dotiert wurde. Nach den Erbfolgekriegen in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden Konzepte für die Unterbringung von bis zu 6000 Veteranen. Dem bekannten Invalidenheim im Prager Karolinenthal liegen Planungen von keinem geringeren als Kilian Ignaz Dientzenhofer zu Grunde. Der Staat akzeptierte es allerdings auch, wenn Veteranen ein unsicheres Leben außerhalb solcher Einrichtungen vorzogen, da er nicht das Image eines „lebenslangen Gefängnisses“ entstehen lassen wollte.

Peter Šoltés untersucht das Verhältnis der Slowaken zum Militärwesen anhand von Statistiken und Interpretationen aus der slowakischen Nationalbewegung im 19. Jahrhundert. Unter Rückgriff auf Dangl kann er einen Erklärungsansatz für die Frage bieten, warum der Blick der slowakischen Historiografie auf die Geschichte des Militärs lange zu begrenzt war. Er führt dafür das Konstrukt eines friedensliebenden Volkes einerseits, andererseits die nationale Engführung der zunächst offen ausgerichteten Ungarus-Tradition an, die in einem Zeitalter nationaler Mobilisierung nur die Frage nach dem Anteil der Slowaken an der Verteidigung Ungarns in der Vergangenheit zuließ.

¹ *Dangl, Vojtech: Armáda a spoločnosť na prelome 19. a 20. storočia [Armee und Gesellschaft an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert]. Bratislava 2006.*

Ein ganzer Themenblock ist der Geschichte des Ersten Weltkriegs gewidmet. Hier sticht der Aufsatz von Gabriela Dudeková hervor, die anknüpfend an aktuelle Forschungen und Zeitzeugenberichte einen neuen Blick auf die Frage der Kampfmoral einfacher Soldaten während des Kriegs wirft. Dabei betont sie, wie wichtig die konfessionelle Prägung und die soziale Herkunft für das Verhalten der Betroffenen waren. Neue Aspekte bietet auch der Artikel von Štefan Gaučík, der sich mit der Geschichte der ungarischen Kriegswirtschaft auseinandersetzt. Miloslav Szabó zeichnet in seinem Beitrag nach, wie die Verfolgung von Raubaktionen und Gewaltakten während der Umbruchzeit 1918/19 im Laufe der Ersten Tschechoslowakischen Republik umgedeutet und zum Ausgangspunkt für antisemitische Positionen und Angriffe gemacht wurde. Diejenigen, die nach dem Ersten Weltkrieg versucht hatten, die oftmals gegen Juden gerichteten Übergriffe zu unterbinden und die Schuldigen festzunehmen, wurden in der Folgezeit diskreditiert. Schließlich entwickelte sich daraus gar eine Kampagne gegen „jüdische Offiziere“.

Im letzten Themenblock finden sich Beiträge zu Krieg und Militär im historischen Gedächtnis. Elena Mannová skizziert die Entwicklung des Veteranenwesens in der Slowakei. Ihr Augenmerk richtet sie hierbei zum einen auf die Folgen der politischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts für die Struktur und inhaltliche Ausrichtung der Verbände. Zum anderen werden in ihrer Studie die Unterschiede zur Entwicklung in den böhmischen Ländern sichtbar, in denen Veteranenverbände bereits seit dem 19. Jahrhundert organisatorisch auf einer wesentlich breiteren Grundlage als im östlichen Teil der späteren Republik standen. Der sich verändernden Bewertung des Ersten Weltkriegs im tschechoslowakischen, tschechischen und slowakischen Gedächtnis gehen abschließend Michal Kšiňan und Juraj Babják nach. Am Ende des reichlich bebilderten Bandes findet sich eine Auswahlbibliografie Vojtech Dangls.

Nicht alle Beiträge des Bandes bieten Neues, sein thematisches Spektrum ist recht breit. Zugleich präsentieren Studien wie die zu Loyalität und Kampfmoral einfacher Soldaten, zur Ausrichtung von Veteranenverbänden in der Slowakei oder zur sich wandelnden Erinnerungskultur in Bezug auf den Ersten Weltkrieg wichtige Impulse für die weitere Forschung. Wer sich hierüber einen Überblick verschaffen möchte, dem sei die vorgestellte Publikation empfohlen.

München

Martin Zückert

Vybíral, Zdeněk (Hg.): Jan Hus 1415-2015.

Husitské muzeum v Táboře, Tábor 2016, 347 S., zahlr. s/w und farb. Abb., ISBN 978-80-87516-22-5.

Smrčka, Jakub/Vybíral, Zdeněk (Hgg.): Jan Hus 1415 a 600 let poté. VII. Mezinárodní husitologické sympozium Tábor 23.-25. června 2015 [Jan Hus 1415 und 600 Jahre später. VII. internationales hussitologisches Symposium Tabor 23.-25. Juni 2015].

Husitské muzeum v Táboře, Tábor 2016, 440 S., 18 farb. Abb. (Husitský Tábor – supplementum 4), ISBN 978-80-87516-23-2.

Kalendarisch endete das „Hus-Jahr“, also das Gedenken an den 600. Todestag des Prager Theologen, Predigers und Kirchenreformers Johannes (Jan) Hus, am 31. De-

zember 2015. Doch wie im Vorfeld die Erinnerung an die Verbrennung Hussens in Konstanz die Forschung beflügelt hatte,¹ das eigentliche Gedenkjahr 2015 zu Buchpublikationen und gut besuchten Ausstellungen inspirierte,² gibt es auch im Nachgang schon wieder Bedeutendes. Eigentlich noch ein Produkt des „Hus-Jahres“ 2015 sind die beiden hier besprochenen Bücher, die sich auf Tábor beziehen. Die südböhmische Stadt entstand erst knapp fünf Jahre nach Hussens Tod. Doch weilte der der Häresie beschuldigte Prediger und Anführer der Reformbewegung 1413/14 ganz in der Nähe. Nachdem er aus freien Stücken ins Exil gegangen war, fand er auf der Burg Koží Hrádek (Ziegenburg) Zuflucht, wo er wichtige Schriften zur Glaubensreform vollendete.

Selbstredend spielt Hus für das „Hussiten-Museum“ von Tábor eine eminent wichtige Rolle. Entsprechend bildete die Stadt neben Prag einen der zentralen Orte des Hus-Gedenkens in der Tschechischen Republik. Hier fanden die vielbeachtete Ausstellung „Jan Hus 1415-2015“ und ein internationales Kolloquium zu Hus statt.

Zu der Ausstellung liegt nun der von Zdeněk Vybíral herausgegebene Katalog vor, von dem auch die Forschung profitieren wird. Seine drei großen Kapitel sind betitelt mit „Die Gestalt des Magisters Jan Hus“, „Ansichten aus der Nähe“ und „Dem Leser zur Hilfe“. Im ersten Hauptkapitel behandeln acht kürzere Beiträge bekannte wie bislang weniger beleuchtete Aspekte der Hus-Forschung, ausgehend von einer Verortung Hussens in den Achsen von Zeit und Raum, wobei exemplarisch die wichtigsten Lebens- und Wirkungsstätten zwischen Hussinetz (Husinec) und Konstanz beschrieben werden. Hier – wie auch bei allen anderen Kapiteln – findet sich am Ende ein Verweis auf die neuere und neueste Literatur tschechischer Provenienz sowie eine englische Übersetzung des Textes, die der Rezeption des Buches sicher förderlich sein wird.

Kapitel 1 bietet darüber hinaus Ausführungen zu Hussens Aufenthalt in Südböhmen 1413/1414 aus archäologischer Sicht, zu seinem Platz in der Konfessionsgeschichte Europas sowie zu den Hus-Bildern des 15.-17. Jahrhunderts, wobei die Spanne von der Martinitzer Bibel über den erst vor wenigen Jahren entdeckten Altar von Roudníky bis hin zum Leitmeritzer Graduale und der Darstellung von Hussens Flammentod in einer frühneuzeitlichen Wandmalerei in Písek reicht. Hervorzuheben ist ferner der Beitrag über die mit Johannes Hus verbundenen circa 350 Erinnerungsorte und Gedenkstätten – von Statuen und Gedenksteinen über Erinnerungstafeln, Sgraffiti bis hin zu Museen – kirchlichen wie weltlichen Charakters auf dem Territorium der Tschechischen Republik von Daniel Abazid, der

¹ Stellvertretend verwiesen sei auf *Šmabel*, František: Jan Hus. Život a dílo [Jan Hus. Leben und Werk]. Praha 2013.

² Hierzu exemplarisch *Čornej, Petr / Ledvinka, Václav* (Hgg.): Praha Husova a husitská 1415-2015 [Das Prag Hussens und das hussitische Prag]. Praha 2016. – Das Konstanzer Konzil 1414-1418. Weltereignis des Mittelalters. Darmstadt 2014. – Für eine kritische Bilanz des Hus-Jahres vgl. *Zilynská, Blanka*: Literární sklizeň husovského jubilejního roku 2015 [Die literarische Ernte des Hus-Jubiläumjahres 2015]. In: Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis 60 (2015) 2, 133-170.

hier eine Zusammenfassung der auf einer enzyklopädischen Karte separat veröffentlichten Übersicht bieten kann.

Das zweite und umfangreichste Kapitel des Buches präsentiert in sechs Unterabschnitten sogenannte Innenansichten zu Hus. Im Fokus stehen dabei die in der Ausstellung gezeigten Objekte. Diese illustrieren Hussens Weg nach Prag anhand ausgewählter zeitgenössischer Plastiken und Gemälde sowie Grafiken des 19. Jahrhunderts, nachfolgend Prag als Hussens Wirkungsort, sodann Hus im Exil am Beispiel seines Aufenthaltes auf der südböhmischen „Ziegenburg“ – hier stehen archäologische Funde im Blickpunkt –, und schließlich Hus auf dem Konstanzer Konzil. Dem schließen sich unter den Titeln „Im Spiegel der böhmischen und europäischen Reformation“ und „Hus in der historischen Erinnerung der Moderne“ Kunstwerke unterschiedlicher Provenienz an, wobei der aus dem Jahr 1883 stammende monumentale Entwurf zu Václav Brožíks Gemälde „Magister Jan Hus vor dem Konstanzer Konzil“ schon allein aufgrund seiner Größe den Mittelpunkt bildet. In einer knappen Übersicht sind im dritten Kapitel alle Exponate chronologisch aufgelistet, es folgt ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, das selbst für den Hus-Spezialisten Neues zu bieten vermag.

Auch die Ergebnisse der bereits erwähnten Konferenz, des VII. internationalen husitologischen Kolloquiums, das im Juni 2015 in Tábor stattfand und vom Hussiten-Museum ausgerichtet wurde, liegen nun gedruckt vor. Es handelt sich um über 20 Beiträge, die unter dem Titel „Jan Hus 1415 und 600 Jahre danach“ in tschechischer, slowakischer, englischer, russischer und polnischer Sprache publiziert wurden. Dem Band vorangestellt sind eine Einleitung von Museumsdirektor Jakub Smrčka, der auf die Beteiligung der von ihm vertretenen Institution an der Neugestaltung des Konstanzer Hus-Hauses eingeht, und ein Aufsatz von Zdeněk Kučera zur Verortung von Hussens Wirken zwischen Reform, Revolution und Reformation.

Die Schwerpunkte des ersten Themenblocks bilden Eschatologie, Hussens Wirken an der Universität, sein Schrifttum sowie bislang vernachlässigte Momente von Hussens Konstanzer Aufenthalt. Pavlína Cermanová greift in ihrem Beitrag über die Verwendung apokalyptischer Figuren im Werk Hussens einen Gedanken ihrer Monografie über „Böhmen am Ende der Zeiten“ auf.³ Anhand von Textbeispielen weist sie nach, wie Hus seine Kirchenkritik und den Aufruf zu einer Reform mit dem Konzept des Antichristen verband, wobei er rhetorisch geschickt das Bild falscher Propheten verwendete. In anderen Aufsätzen geht es um verschiedene Aspekte in Hussens Schrifttum. Martin Dekarli etwa rekonstruiert auf der Grundlage überlieferter Aufzeichnungen die Quodlibet-Disputation des Matthäus von Knín Anfang Januar 1409 und die universitäre Quaestio Hussens über das rechte Glück. Durch eine genaue Textanalyse gelingt es ihm, bislang unbekannt Details mit Blick auf den anti-nominalistischen Verlauf der Disputation zu enthüllen, die die Rolle von Hus als Quodlibetar in einem neuen Licht erscheinen lassen. Jana Nechu-

³ Vgl. Cermanová, Pavlína: Čechy na konci věků. Apokalyptické myšlení a vize husitské doby [Böhmen am Ende der Zeiten. Apokalyptisches Denken und Visionen der Hussitenzeit]. Praha 2014.

tová wiederum widmet sich dem Thema von Hussens Promotionsreden, die sie in einer kommentierten Übertragung ins Tschechische wieder in den Fokus der Hus-Forschung gerückt hat.⁴ Blanka Zilynská macht auf Texttradition und Editionsprobleme – unter anderem die Entstehungsumstände und Datierung – der unter dem Titel „De obediencia“ bekannten Sammlung von Predigttexten Hussens aufmerksam, wobei sie sich auf die handschriftliche Überlieferung stützt.

Dass Sigismund von Luxemburg als römisch-deutscher König und weltlicher Protektor des Konstanzer Konzils eine der zentralen Gestalten in Hussens Lebensdrama war, ist bekannt. Petr Elbel nähert sich der Rolle Sigismunds, um ein altes Thema mit neuen Fragen zu konfrontieren. Von wem kam der Vorschlag, Hus zum Konzil einzuladen und lässt Sigismunds Vorgehen in den Jahren von 1413 bis 1415 ein Konzept erkennen? Elbel zeigt sich überzeugt, dass Sigismund von Anfang an mit dem Geleitbruch rechnete und keineswegs die naive Vorstellung hegte, das Konzil würde die radikalen Vorstellungen Hussens auch nur im Ansatz akzeptieren, zumal an Sigismunds Hof eine Gruppe gelehrter Kanonisten um Lambert von Geldern tätig gewesen sei. Die Kritik an den Umständen von Hussens Inhaftierung sei inszeniert gewesen, was sich zumindest indirekt auch dessen im Konstanzer Kerker geführter Korrespondenz entnehmen lasse.

Pavel Soukup geht dem Nachwirken der Causa Hus nach. Er analysiert Predigten von Gegnern Hussens und argumentiert, dass vor allem dessen Schrift „De ecclesia“ auf dem Basler Konzil, das zwei Jahrzehnte nach Konstanz stattfand, in den Diskussionen zwischen den Konzilsvätern und böhmischen Gesandten eine wichtige Rolle spielte. Die Protestaktionen des böhmischen und mährischen Adels gegen Hussens Inhaftierung und nachfolgend Verbrennung erfährt durch Robert Novotný eine genaue Analyse, der die Gruppe der adeligen Signatare prosopografisch untersucht und ihre Herkunft kartografisch veranschaulicht. Sehr lesenswert sind auch die Aufsätze über das Schrifttum des englischen Intellektuellen im Dienste des Utraquismus, Peter Payne (Stephen E. Lahey) und zu der Frage des Anteils von Hus an der tschechischen Bibelübersetzung (Kateřina Voleková).

Auch in den Beiträgen des zweiten Themenblocks stehen Wirkung und Schrifttum Hussens im Blickpunkt, diesmal in der Frühen Neuzeit. Milena Bartlová geht aus kunstgeschichtlicher Sicht der „Konstruktion eines neuen Heiligen“ (S. 208) nach, während Ivan Hlaváček Hussens Traktat „De ecclesia“ und dessen handschriftliche Überlieferung im 15. und 16. Jahrhundert betrachtet. Zeitlich schließt hier James Palmitessa mit dem „sozialen Gedächtnis“ der Hussitenzeit in frühneuzeitlichen Chroniken an, während Martina Šarovcová der Linie Wyclif, Hus und Luther im „apokalyptisch-eschatologischen Kontext“ (S. 249) nachgeht.

Der dritte Themenblock rückt die historiografische Reflexion des Falles Hus in Ostmittel- und Osteuropa in den Mittelpunkt und spannt den zeitlichen Bogen zum

⁴ *Nechutová, Jana / Fuksová, Jana: Mistr Jan Hus v polemice a za katedrou. Překlady, komentáře a poznámky [Jan Hus in der Polemik und auf der Kanzel. Übersetzungen, Kommentare und Anmerkungen]. Brno 2015 (Opera facultatis Philosophicae Universitatis Masarykianae 431).*

19. und 20. Jahrhundert. Der Beitrag von Thomas A. Fudge wurde als Referat von den Teilnehmern des Kolloquiums mit Erstaunen – eher betretenem Schweigen – wahrgenommen, da der Autor in überspitzter, rhetorisch scharfer Form gegen die Grundpfeiler der tschechischen Hus-Historiografie polemisierte. Seine Feststellung, Hus sei ihre Ikone, gipfelte in der Frage: „If the icon truly has the significance assigned to it for Czech identity, why has [sic] the Czech government and Czech scholars been so dilatory about producing critical editions of the most famous Czech?“ (S. 287). Abgesehen von der Tatsache, dass Hus in Umfragen nie zum berühmtesten Tschechen gewählt wurde, lassen sich für die Begründung, warum das editorische Großprojekt der Opera omnia – in den 1950er Jahren begonnen – noch immer nicht zum Abschluss gekommen ist, zahlreiche Ursachen anführen.

Sechs weitere Texte widmen sich Hus aus russischer, schlesischer, polnischer und slowakischer Perspektive in der jeweils nationalen Geschichtsschreibung bei unterschiedlicher Akzentuierung, etwa in Schulbüchern oder in speziell konfessioneller Sicht. Der Archäologe Rudolf Zajíč folgt den Spuren Hussens in der Region Tábor und skizziert das Alltagsleben in Südböhmen zu jener Zeit anhand von Grabungsbefunden. Jaroslav Šebek befasst sich abschließend mit der Marmaggi-Affäre von 1925, deren Ursachen und Folgen in den diplomatischen Beziehungen zwischen der Tschechoslowakischen Republik und dem Heiligen Stuhl er analysiert, womit er in einen Aspekt der Langzeitwirkungen der Causa Hus einführt.

Alle im Sammelband vereinten Aufsätze bieten neue Forschungsergebnisse und erweitern unsere Kenntnis über Johannes Hus nicht unerheblich. Sie zeigen zugleich: Noch immer gibt es – trotz zahlreicher, auch neuerer Biografien, Spezialstudien und Editionsprojekte – in der „Hussitologie“ weiße Flecken.

Leipzig

Thomas Krzenek

Ammerer, Gerhard/Hanneschläger, Ingonda/Hlavačka, Milan/Holý, Martin (Hgg.): Präzedenz, Netzwerke und Transfers. Kommunikationsstrukturen von Herrscherhöfen und Adelsresidenzen in der Frühen Neuzeit.

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016. 209 S., ISBN 978-3-86583-931-2.

In den letzten Jahrzehnten hat das Interesse der europäischen Historiografie am Adel als Gesellschaftsschicht kontinuierlich zugenommen. Von diesem anhaltenden Trend zeugt auch der vorliegende Sammelband. Er vereint Beiträge einer internationalen und interdisziplinären Konferenz, die 2013 in Prag im Rahmen der langjährigen Zusammenarbeit zwischen dem Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik und den Fachbereichen Geschichte sowie Kunst-, Musik- und Tanzwissenschaft an der Universität Salzburg stattgefunden hat.

Mit Kommunikation hatten die Veranstalter und Herausgeber auf ein aktuelles Thema gesetzt, dessen Bedeutung unmittelbar einleuchtet – schließlich ist der Mensch ein soziales Wesen und permanent in Kommunikation mit anderen – und das die Integration vieler Aspekte und Ansätze ermöglicht. Ziel der Veranstaltung war es, die Kommunikationsströme an frühneuzeitlichen Herrscher- und Adelshöfen sowie Residenzen zu erforschen und ihren (über-)regionalen Verflechtungen und

Verbindungen zu den in der Zeit wichtigen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Zentren nachzugehen. Der Adelshof als Mittelpunkt des höfischen Lebens rückt dabei aus den unterschiedlichsten Perspektiven in den Blick: Gefragt wird nach dem internen Austausch und danach, wie die Netzwerke nach außen angelegt waren, interagierten und sich veränderten. Zur Anwendung kommen ein räumliches und ein hierarchisches Konzept von Kommunikation; so gibt es in dem Band Beiträge zum Transfer von Personen, Themen, Ideen und Impulsen ebenso wie solche zur gesellschaftlichen Schichtung und ihrer visuellen Artikulation. Nicht zuletzt untersuchen die beteiligten Autorinnen und Autoren Kommunikationsmittel und deren zielgerichteten Einsatz – etwa im Rahmen von Karrierestrategien wie Klientelismus und Nepotismus.

Der Band ist in vier thematische Blöcke gegliedert. Im ersten geht es um „Zentren und Informationssteuerung zwischen den Höfen“. Hier stellt Jaroslava Hausenblasová Prag als bedeutenden Teil des herrschaftlichen Residenznetzes Kaiser Ferdinands I. (1526-1564) vor. Sie argumentiert einerseits mit der von Ferdinands I. initiierten Bautätigkeit, die nach dem gescheiterten Ständeaufstand von 1547 deutlich zurückging, wovon Wien als eigentliches Zentrum der Habsburger Monarchie profitierte, andererseits mit der Sicherung des Bedarfs an Verbrauchsgütern und Warenströmen. Auch die Anwesenheit des Herrschers bzw. seines Vertreters – Ferdinand I. setzte seinen jüngeren Sohn 1547 zum Statthalter ein – habe eine wichtige Voraussetzung für den Wiederaufstieg Prags zu einem bedeutenden europäischen Herrschaftszentrum gebildet.

Am Beispiel der Reform des Operschaffens zeichnet Vera Grund Prozesse des Kulturtransfers nach. Dabei richtet sie den Blick auf die Hauptstadt Wien und auf Parma, eines der traditionellen Zentren der klassischen italienischen Musikkultur, in dem 1748 die Habsburger Herrschaft durch eine Nebenlinie der Spanischen Bourbonen abgelöst wurde. In beiden Städten wurde die Oper im 18. Jahrhundert reformiert, wofür nach Grund die persönlichen Netzwerke der Künstler ausschlaggebend waren. Doch spielten auch Impulse eine Rolle, die aus Adelskreisen kamen, wie etwa vom österreichischen Staatskanzler Wenzel Anton Graf Kaunitz-Rietberg, dem Förderer der französischen Oper in Wien.

Um Musik geht es auch im Beitrag von Daniel Brandenburg, der über die sogenannten Wandertruppen von Opernkünstlern berichtet. Dank ihrer hohen räumlichen Mobilität spannen sie ein weitverzweigtes künstlerisches und soziales Netzwerk, das zur Verbreitung der klassischen italienischen Opernkultur in Europa beitrug. Brandenburgs Aufsatz bezieht seine Lebendigkeit vor allem aus der Arbeit mit der Korrespondenz des Ehepaars Marianne und Franz Pirker, das eng mit der musikalischen Gesellschaft der Gebrüder Mingotti verbunden war, und nach langem Aufenthalt in Italien an der königlichen Oper in London und danach am Hof des Württembergischen Herzogs in Stuttgart wirkte.

Der zweite Block des Bandes gilt „Adelsgeschlechtern und ihren Netzwerken“. In drei Fallstudien werden hier bedeutende aristokratische Familien vorgestellt. Martine Boiteux hat sich mit Maurizio di Savoia (1593-1657), Sohn des Herzogs Karl Emanuel I., der 1607 zum Kardinal ernannt wurde, beschäftigt. Sie beschreibt ihn als Mann, der ein dichtes und weitreichendes Netz persönlicher und klientelistischer

Beziehungen unterhielt: Dieses verband seinen Geburtsort Turin, seinen Hof in Rom, das bourbonische Paris und das habsburgische Wien. Bei seiner öffentlichen Selbstdarstellung ging der Kardinal so zielbewusst wie pragmatisch vor, stützte sich auf Kontakte zu Intellektuellen und Künstlern, die er großzügig förderte und deren Werke er mit Sachverstand für seine Sammlungen erwarb.¹

Jutta Baumgartner und Ingonda Hanneschläger haben sich als Untersuchungsobjekt die Kavalierrfahrt des zwanzigjährigen Vorarlberger Aristokraten Jakob Hannibal II. Graf von Hohenems (1595-1646 – keineswegs 1614, wie offensichtlich aus Versehen auf Seite 73 angeführt ist), Neffe des Salzburger Fürsterzbischofs Marc Sittic von Hohenems vorgenommen, der in Tschechien vor allem als Ehemann der Teschener Herzogin Anna Sidonia bekannt ist. Als Hauptquelle dient die von Hohenems eigenhändig italienisch verfasste unvollendete Beschreibung seiner Reise nach Italien. Die durchweg traditionell konzipierte Reiseroute von Rom über Florenz, Bologna, Parma, Modena, Genua und Mailand stützte sich voll auf familiäre Bindungen und Kontakte. Doch können die Autorinnen hier zugleich die Grenzen von nach dem Prinzip des Nepotismus aufgebauten sozialen Netzwerken verdeutlichen: Nach dem plötzlichen Tod seines Onkels Graf Markus Sittikus von Hohenems fand Jakob Hannibal II. beim neuen Fürsterzbischof von Salzburg, Paris von Lodron, nicht die erhoffte Unterstützung. Er musste seine Karrierepläne ändern und wurde Geheimrat bei Erzherzog Leopold V.

Karrieren, die auf Familienbanden gründeten, geht auch der Prager Historiker Jiří Hrbek nach, der dabei aus seinen langjährigen Studien zum tschechischen Adelsgeschlecht der Waldštejns schöpfen kann. Nach dem Ständeaufstand arbeiteten diese geduldig an einem direkt beim Wiener Kaiserhof angelegten Netzwerk. Die Familienstrategie verhalf Vertretern mehrerer Generationen des Geschlechts zu führenden Positionen nicht nur in der böhmischen Aristokratie, sondern auch in der höchsten höfischen Gesellschaft Wiens – wobei sich allerdings neben den Verdiensten für die Dynastie auch die gute finanzielle Situation der Familie als hilfreich erwies.

Obwohl der dritte Block mit „Künstlerleben, Karrieremodelle und internationale Vernetzungen“ überschrieben ist, geht die erste Studie in eine etwas andere Richtung. Ihre Autorin Ulrike Seeger beschäftigt sich mit dem Milieu hoher kaiserlicher Würdenträger in der Armee und mit italienischen Armeefeldlagern, bei denen lebhaft Kontakte zwischen den Offizieren geknüpft wurden. Hiervon profitierten auch die Künstler, die für adlige Offiziere arbeiteten, sich einen Namen in diesen Kreisen machen und so zu neuen Aufträgen gelangen konnten. Als ein Beispiel führt Seeger Johann Ludwig von Hildebrandt in der Frühzeit seiner Wiener Werkphase an.

Die drei folgenden Studien entsprechen den Erwartungen, die der Titel weckt, deutlich besser. Michael Maul vergleicht in seinem Beitrag die Kantorei des mitteldeutschen Freiberg im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts mit dem Umfeld der

¹ Schon Vít Kortus hat in seiner Rezension angemerkt, dass der positive Eindruck dieser Studie an einigen Stellen durch die ungenaue bzw. terminologisch irreführende deutsche Übersetzung des französischen Originals leicht getrübt wird. Vgl. URL: <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-26857> (letzter Zugriff am 01.10.2017).

Hofkapellmeister, die in den Diensten der Herzöge von Anhalt-Zerbst, den Herzögen von Anhalt-Köthen oder von Sachsen-Weimar standen. Der Blick auf die Karrieren der Musiker macht beträchtliche Unterschiede deutlich. So herrschte im höfischen Musikermilieu eine größere Dynamik als an der Freiburger Kantorei, was Maul darauf zurückführt, dass es am Hof notwendig war, Kontakte aufzubauen und Empfehlungen zu erhalten – man also sozial aktiv und kompetent sein musste.

Als Elite verstanden sich die Musiker, die am Wiener Hof wirkten. Die Karrieren der dort zwischen 1619 und 1750 tätigen Kapellmeister hat Elisabeth Fritz-Hilscher an vier Beispielen rekonstruiert, um aus ihnen das Idealprofil eines Spitzenmusikers zu erstellen. Unter den Anforderungen, die eine solche Kraft erfüllen musste, führt sie nicht nur künstlerische Qualitäten auf, sondern auch soziale Fähigkeiten wie Flexibilität im Umgang mit den Erwartungen des Hofes. Prosopografisch hat auch Anna Mader-Kratky in ihrer Studie zu den Karrieremodellen der im 18. Jahrhundert am Wiener Hofbauamt wirkenden führenden Architekten und Ingenieure gearbeitet. Ihre Karrieren begannen oft über die Verbindung zu Angehörigen der kaiserlichen Familie oder anderer bedeutender Hofmitglieder. Allerdings kann ich das Erstaunen der Autorin darüber, dass es keinem der Hofarchitekten – sprich der eigentlichen Spezialisten – gelang, die Führung des Hofbauamts zu übernehmen, nicht teilen. Es ist evident, dass diese Ehre den Angehörigen von Adelsgeschlechtern vorbehalten war (Althann, Silva-Tarouca, Losy von Losymthal, Kaunitz-Rietberg), die sowohl durch ihre Herkunft als auch aufgrund ihrer Beziehungen für solche hohen Ämter prädestiniert waren.

Der abschließende Block des Sammelbands „Bedienstete, Präzedenz und innerhöfische Netzwerkstrukturen“ gilt mit den Beiträgen von Mlada Holá und Martin Holý den Ausdrucks- und Kommunikationsmitteln, die böhmische Herrscher in der Frühen Neuzeit bei ihren Huldigungsreisen in die schlesische Metropole Breslau nutzten. Während dieser Reisen kam es zur symbolischen und faktischen Übernahme der Macht in Schlesien, eines der böhmischen Kronländer, sowie über dessen Bevölkerung, die von den dortigen Fürsten und Ständen repräsentiert wurde. Zugleich schuf die Herrscherhuldigung den Raum, in dem sich die gesellschaftliche Hierarchie der schlesischen Ständegesellschaft entwickelte, sie erfahrbar und beständig und als soziale Rangordnung sichtbar wurde.

Danach, wie soziale Privilegien kommuniziert wurden, fragt auch die Studie von Gerhard Ammerer, der sich mit dem Personal des frühneuzeitlichen Salzburger erzbischöflichen Hofes befasst. Er hat Schriftmaterial normativen Charakters – Instruktionen, Präzedenzordnungen und Titularien – ausgewertet und untersucht, wie diese zum Beispiel in Tischordnungen umgesetzt wurden.

Die Herausgeber haben in dem Band zweifellos hochwertige Studien versammelt, die vorliegende Forschungen zusammenfassen und zugleich viele neue Erkenntnisse und Inspirationen liefern. Was fehlt, ist zum einen eine umfassende Einleitung, die die Gesamtkonzeption in den aktuellen Forschungsstand einbetten und zentrale Begriffe klären würde. Zum anderen vermisst der Leser einen Schluss, in dem der Erkenntnisgewinn aus den einzelnen Studien auf das übergeordnete Interesse hin gebündelt und Perspektiven für eine weitere interdisziplinäre Forschung entworfen werden würde. Nicht zuletzt hätte es dem Standard solcher Publikationen entspro-

chen, das Buch mit einem wissenschaftlichen Apparat auszustatten – mit Quellen- und Literaturverzeichnissen sowie einem Register, das es ermöglichen würde, die Vielzahl an Personen und Orten, die in den Texten vorkommen, rasch zu finden.

Ostrava

Jiří Brňovják

Spáčilová, Libuše/Spáčil, Vladimír (Hgg.): Nejstarší matrika Olomoucké univerzity z let (1576) 1590-1651 [Die älteste Matrikel der Olmützer Universität aus den Jahren (1576) 1590-1651].

Univerzita Palackého v Olomouci, Olomouc 2016, 433 S., ISBN 978-80-244-5116-9.

Für die Schul- und besonders die Universitätsgeschichte sind mittelalterliche Matrikeln eine der wichtigsten Quellen. Praktisch jede akademische Institution, die auf eine lange Geschichte zurückblicken kann, kümmert sich um deren Edition. Was aus ihnen herausgelesen werden kann, zeigt neuerdings das Projekt des Berner Emeritus Rainer Ch. Schwinges. Doch auch die frühneuzeitlichen Matrikeln, die bereits sehr modern geführt wurden, sind von großer Bedeutung. Wie viel editorische Arbeit hier noch zu leisten ist, lässt der neue Band zur jesuitischen Akademie Olomouc/Olmütz ahnen, die 1566 gegründet und bald darauf zur regulären Universität wurde. Unlängst ist eine zweibändige Festschrift zum Jubiläum ihrer Bibliothek erschienen,¹ nun liegt eine Edition ihrer ältesten Matrikel vor. Dieser Aufgabe hat sich mit Libuše Spáčilová, Professorin für Germanistik, und Vladimír Spáčil, dem emeritierten Direktor des Olmützer Kreisarchivs, ein bewährtes Tandem angenommen. Sein Vorhaben ist zwar nicht ohne Vorläufer, doch da die bestehenden Editionen (besonders František Cinek, 1929) allesamt unkritisch waren, musste es quasi *ab ovo* beginnen.

Nun liegt eine kritische Ausgabe vor, die verdeutlicht, wie weit das Einzugsgebiet dieser Universität reichte. Das wird sie für die internationale wissenschaftliche Community interessant machen, die sicher auch die schöne Gestaltung des Buches zu würdigen wissen wird. Hervorzuheben ist aber vor allem die umfassende Einleitung der Herausgeber in tschechischer und deutscher Sprache. Hier wird – gewissermaßen als Ergänzung des Doppelbandes zur Olmützer Universitätsgeschichte – einerseits Institutionengeschichte geboten, andererseits ein Blick in die Entwicklung von Erziehungs- und Bildungsvorstellungen unternommen. Daran knüpfen die kodikologisch-diplomatische Analyse und Beschreibung der konkreten Quellen an, es handelt sich um zwei Handschriften, die einander ergänzen (das Original liegt im Landesarchiv in Brünn, eine Abschrift in der Olmützer Zweigstelle des Schlesischen Landesarchivs in Opava/Troppau). Es folgen ein (im Inhaltsverzeichnis nicht angegebenes) Literaturverzeichnis und eine Auflistung der Schüler, 6690 Namen in lateinischer Form und ein Hinweis auf ihre Provenienzangaben, meist handelt es sich um die Herkunftsortschaft mit Verweis auf die breitere *patria*. Die Gesamtzahl lag jedoch ein wenig niedriger, da etliche Namen doppelt vorkommen, ihre Träger einmal als Schüler, mit zeitlichem Abstand dann als Promovierte erscheinen.

¹ Vgl. Rezension in Bohemia 57 (2017) H. 1, 209-212.

Die Matrikel sind jedoch weitaus mehr als ermüdend lange Reihen von Studentennamen, sie beinhalten unter anderem auch die Themen, zu denen die Professoren ihre Vorlesungen hielten (allerdings nicht streng systematisch) und die in den Klassen diskutiert wurden. Diese Scholarenklassen sind in den Verzeichnissen nach Stufen und Spezialisierungen gegliedert (humanistae, principistae, logica, rhetores, poetae, syntaxistae, grammatae u. ä.). Dabei tauchen verschiedentlich auch die Namen von Ordens- und akademischen Würdenträgern auf. Bedauerlicherweise wurde in diesem umfangreichen Teil des Buches auf die laufenden Kopftitel und die Jahresangaben verzichtet.

Wissenschaftliche Editionen stehen und fallen mit guten Registern und die vorliegende ruht auf einer festen Basis. Ihre Herausgeber haben sich bemüht, das Maximum zu bieten, und machen bereits im Vorwort deutlich, wo Eindeutigkeit unmöglich ist, weil etwa bereits die Matrikel Varianten anbieten. Sie haben sich beim „Registrieren“ nicht mit bloßen Namensregistern zufrieden gegeben, sondern entsprechend der Struktur der Quelle neben dem Hauptregister drei subsidiäre Register aufgebaut. Das ist eine Fronarbeit, galt es doch, die politische Geografie des gesamten frühneuzeitlichen Mitteleuropa zu erschließen.

Das Resultat gestaltet sich wie folgt: Das erste Register ist ein vierseitiges Verzeichnis der Ordens- und akademischen Würdenträger. Deren Dienstzeiten muss man jedoch im Hauptregister nachschlagen. Dem folgt das fast 120-seitige Register der Studenten- und Promovendennamen sowohl des Gymnasiums als auch der anschließenden Ordensuniversität. Als Grundstichworte dienten die Familiennamen, die um diese Zeit schon üblich waren. Wo es nötig war, wurden verschiedene Begriffe beigefügt. Insbesondere für Regionalhistoriker sind dann ein Register nach Ländern und ein Ortsregister von Interesse, die nach der tschechischen Terminologie aufgebaut wurden – also „Lipsko“, nicht „Leipzig“, „Vratislav“, nicht „Wrocław“ oder historisch „Breslau“, jedoch stets mit Hinweis auf den heutigen Namen.

Zu den Ländern ist zu bemerken, dass die gewählte Systematik einen auf den ersten Blick etwas irritierenden Eindruck erzeugt, da Gebiete ganz unterschiedlicher Verwaltungsqualitäten als „Länder“ klassifiziert und als gleichrangig betrachtet, aber nicht untereinander verbunden werden. So findet man neben dem Stichwort Deutschland (Germanus), das nur drei Mal auftaucht, für Prusko (Preussen, Borussia, Pruthenus), Porýní (Rhenanus), Lužice (Lausitz), Franky (Franken), Braniborsko (Brandenburg), Švábsko (Schwaben) manchmal Dutzende von Hinweisen. Auch Sedmíhradsko – Siebenbürgen (Transilvanus) – wird nur unter der historischen Bezeichnung, nicht unter Rumänien aufgeführt, ähnlich verhält es sich mit Gotland, das nicht mit Švédsko (Schweden) in Verbindung gebracht wird usw. Eine ideale Lösung für dieses Problem gibt es vielleicht gar nicht. Zwar wäre ein Ausbau des Registers nach der heutigen politischen Gliederung mit untergeordneten territorialen Gebieten denkbar, doch wegen der vielen politischen Umwälzungen müsste man auch dann das ganze Register durchgehen. So oder so ist das nicht allzu zeitraubend, sondern eher inspirativ und man orientiert sich rasch. Über einige wenige Zuordnungen könnte man sich streiten. So steht z. B. bei Palatinus der Hinweis auf Horní Falc, also Oberpfalz, die jedoch fehlt, obwohl mindestens Nr. 836 dorthin

gehören sollte. Im Register findet sich an dieser Stelle (unter dem Buchstaben H) allerdings das Stichwort Dolní Falc (Rheinpfalz) mit sieben Hinweisen.

Das letzte Register, ein Ortsnamenregister, wird wohl am meisten Kopfzerbrechen bereiten. Soweit historische tschechische Bezeichnungen existieren, wurden sie als Hauptstichworte benutzt, in anderen Fällen werden viele Hinweise geboten. Das Versehen bei der Zuordnung von Grünberg (Zielona Góra) korrigiert der Leser von selbst. Das Blättern in den beiden letzten Registern bringt viel Nutzen. Schlesien ist hier am dichtesten vertreten, darauf folgt Mähren und dann kommen mit einigem Abstand Böhmen und Ungarn. Genannt werden aber auch weiter entfernte Regionen wie Frankreich, die Ukraine und sogar Schottland. Umso mehr bedauert man, dass der Edition keine Karte oder chronologische Tabellen beigegeben wurden. Den Herausgebern gebührt Dank für eine gewaltige Arbeitsleistung, die tiefe Einblicke in das Gebiet der Universitätsgeschichte eröffnet.

Prag

Ivan Hlaváček

Aichner, Christof/Mazohl, Brigitte (Hgg.): Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen 1849-1860. Konzeption, Umsetzung, Nachwirkungen.

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2017, 424 S. (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 115), ISBN 978-3-205-20411-4.

„Von der Parteien Hass und Gunst verwirrt schwankt das Charakterbild Leo Thun-Hohensteins in der Geschichte.“ Mit dieser Sentenz greifen Johannes Feichtinger und Franz Leander Fillafer die Ambivalenz der zentralen Figur der habsburgischen Bildungsreformen zwischen 1848/49 und 1869 auf (Leo Thun und die Nachwelt. Der Wissenschaftsreformer in der österreichischen Geschichts- und Kulturpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. S. 347-378, hier 347). Wie es zu diesem „Charakterbild“ kam, ist Gegenstand des Bandes, in dessen Zentrum die Akteure und strukturellen Entwicklungen stehen, weniger die ideengeschichtlichen Implikationen.

Ausgehend von einer Fachtagung widmet sich der Sammelband der Konzeption und Durchführung der Thun-Hohenstein'schen Universitätsreform sowie ihren Folgen für die damals zehn Universitäten in Österreich (S. 13), so die Herausgeber im Vorwort. Reformen im Bereich Bildung sind Ausdruck sich wandelnder Vorstellungen von der Rolle, die Wissenschaft und Bildung in der Gesellschaft einnehmen (S. 13 f.), wobei die letzte Reform in der Habsburgermonarchie in der theresianisch-josephinischen Ära stattfand – und das mit dem Ziel, „Diener des Staates“ auszubilden. In der Folge war zwar immer wieder Kritik am bestehenden Bildungssystem aufgekommen, geändert hatte sich aber nichts. Erst mit der Revolution 1848 endete die „Phase der Stagnation“, es wurden ein Unterrichtsministerium eingerichtet und die Studienhofkommissionen aufgelöst. Spiritus rector der Reformbemühungen waren Franz Exner als Ministerialbeamter sowie der aus Berlin stammende Klassische Philologe Hermann Bonitz, ferner Josef Alexander von Helfert als Unterstaatssekretär und, zumindest kurzfristig, Ernst von Feuchtersleben. Im Juli 1849 wurde Leo Thun-Hohenstein zum Minister für Kultus und Unterricht berufen. Wichtige Reformergebnisse waren: die Einführung der Lehr- und Lernfreiheit (Tho-

mas Maisel: Lehr- und Lernfreiheit und die ersten Schritte zu einer Universitäts- und Studienreform im Revolutionsjahr 1848, 99-117), die Etablierung eigenständiger Philosophischer Fakultäten, die Etablierung von Privatdozenten und Kolleggeldern, die Reform der Gymnasien (Verlängerung um zwei auf acht Jahre, Maturitätsprüfung) und die Abschaffung der Studiendirektoren und damit die Übertragung der Verwaltung auf die Professoren (S. 19).

Der Erfolg des Reformwerks ist nach Walter Höflechner (Die Thun'schen Reformen im Kontext der Wissenschaftsentwicklung in Österreich, S. 28-52) vor dem Hintergrund einer jahrzehntelangen Stagnation – so ein gängiges Narrativ – in der österreichischen Bildungs- und Wissenschaftspolitik zu sehen, auch wenn es an der Basis schon im Vormärz „ernstzunehmende Reformvorstellungen“ gegeben hatte (S. 34). Die von dem konservativen Thun durchgesetzte liberale Reform bildete den Ausgangspunkt für einen Prozess der Verwissenschaftlichung, der mit fachlicher Differenzierung begann und die Universitätslandschaft in Österreich grundlegend veränderte.

Franz Fillafer (Leo Thun und die Aufklärung, Wissenschaftsideal, Berufungspolitik und Deutungskämpfe, S. 55-75) dekonstruiert den sich um 1848 durchsetzenden Dualismus, der im Politischen auf eine liberale und eine konservative Orientierung hinauslief:

Die Geschichte des Denkens wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts in ein Prokrustesbett gespannt: Es entstand ein Schema, in dem die Spätaufklärung im Liberalismus und die Gegenaufklärung im Konservatismus mündete. Ältere Varianten, insbesondere die katholische Aufklärung, gerieten in Vergessenheit. (S. 57)

An diesem komplexitätsreduktiven Denkmodell war Thun offenbar nicht ganz unschuldig. Schließlich grenzte er, der sich als Konservativer in der Tradition eines aufgeklärten Landespatriotismus verstand – erzogen von den Bolzano-Schülern Franz Schneider und Johann Rohrweck im Geist der katholischen Aufklärung – sich später gerade von dieser Tradition dezidiert ab. Damit bereitete er selbst ein Denkmuster vor, das eine Entwicklung vom Absolutismus und dem diesem zugrundeliegenden Josephinismus zur Revolution 1848 annahm (S. 63). Ein vergleichbarer Wechsel vollzog sich auch bei der Abwertung der vormärzlichen Bildungspolitik (S. 64), die sich aus der von den Ereignissen des Jahres 1848 bestimmten und eingeschränkten Perspektive erklären lässt (S. 65). Allerdings sah sich der vormalige Landespatriot Thun bei der Durchsetzung einer deutschen Rechts- und Reichsgeschichte mit Kritik der „aufgeklärten“ Naturrechtler in Böhmen und Ungarn konfrontiert, die eine Allianz mit Vertretern der slawischen Rechtsgeschichte geschlossen (S. 66). Aus dem Landespatrioten war, so der Vorwurf, ein Habsburg-Zentralist geworden. Dabei rührten Thuns Vorbehalte, z.B. in der akademischen Sprachenfrage, aus der Überzeugung, dass eine „Nationalisierung“ der Universität die unabhängige Forschung unterlaufen würde (S. 71). Möglicherweise bilden auch Thuns persönliche Erfahrungen während der Revolution in Prag, als er von den Studenten im Klementinum gefangen genommen worden war, eine wichtige Voraussetzung für das Bemühen um eine Universitätsreform bzw. seine Skepsis gegenüber zu weitgehender nationaler Forschung. Auf diesen Aspekt weist Milada Sekyrková hin (Die Thun'schen Reformen an der Prager Universität, 179-197, hier 188). Zudem ist die

Bolzano-Tradition zu relativieren, da die liberalen Herbartianer in wichtigen Punkten, z.B. der Bolzano'schen Synthese aus Glauben und Wissen, eine andere Position vertraten (Fillafer, S. 72).

Thuns Absicht, über Lehrplangestaltung und Berufungspolitik das „historisch-positive Wissen gegenüber der ‚naturrechtlichen‘ Spekulation zu rehabilitieren“, hatte allerdings unbeabsichtigte Folgen: Es stellte ein Einfallstor für den Liberalismus dar, untergrub die großösterreichische Idee und ließ auch die Versöhnung von Glauben und Wissen missglücken (S. 73). Fillafer kommt zu dem durchaus nachvollziehbaren Fazit, dass sich Thun als zentrale Gestalt im Reformprozess von den (eigenen) aufklärerischen Traditionen abwandte und die Aversion gegen das vor-märzliche Bildungssystem der Kitt zwischen ihm – dem katholischen Konservativen – und den Liberalen bildete.

Und ein letzter Punkt: Thun hatte mit seiner Orientierung am preußischen Bildungssystem Anteil daran, dass sich in Österreich ein Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber Deutschland festsetzte. Mit dem vorgeblich vorbildhaften deutschen Universitätsmodell, das importiert wurde, befasst sich auch Mitchell G. Ash. Er gelangt zu der relativierenden Einschätzung, in der Wissenschaftspolitik hätten sich eher parallel verlaufende Entwicklungen vollzogen, als eine Übernahme oder bloße Imitation des deutschen Vorbilds (Würde ein „deutsches Universitätsmodell“ nach Österreich importiert? Offene Forschungsfragen und Thesen, S. 76-98).

Die Umsetzung der Reform wird dann in Fallstudien zu den Universitäten in Graz, Innsbruck, Prag, Krakau sowie in Ungarn und Italien untersucht. Hier sei ein Blick auf Prag geworfen. Die Reform zeigte Auswirkungen auf die Organisation des Studiums und die Karrieren der Lehrenden in der Herausbildung einer eigenständigen tschechischen universitären Wissenschaft. Auch Sekyrková geht von dem Muster eines Stillstands in der Restaurationsphase aus, weist aber auf die mobilisierende Wirkung des „Vereins zur Förderung des Gewerbsgeistes in Böhmen“ hin, der auch für die Wissenschaft und die politische Selbstverwaltung eine „Schule des tschechischen Parlamentarismus“ dargestellt habe (S. 188). Als zentrale Neuerung 1848 wird die Gleichstellung der Unterrichtssprachen Deutsch und Tschechisch an der Universität erkannt, ferner die personelle Umgestaltung, die am Beispiel der Rückkehr Jan Evangelista Purkyněs aus Breslau, sowie von Berufungen (des eher konservativen, prohabsburgischen Václav V. Tomek [S. 194] oder von Constantin Höfler) beleuchtet wird. Gerade mit Blick auf die Geschichtswissenschaft verfolgte Thun das Ziel, „einer unparteiische(n) Geschichtsschreibung die Wege (zu) bahnen“ und „Männer nur von ächt patriotischer Gesinnung“ zu berufen (S. 191). Insgesamt lassen sich die 1850er Jahre als Phase des Übergangs und der Stabilisierung von Studienfächern und Kollegien charakterisieren, so die Einschätzung von Sekyrková (S. 193).

An den Beitrag „Leo Thun und die Aufklärung“ knüpft der letzte, eingangs bereits zitierte Text zu „Leo Thun und die Nachwelt“ an. Feichtinger und Fillafer gehen dabei von den beiden Hauptpositionen, einer apologetisch-konservativen und einer kritisch-liberalen aus. Für die Apologeten lagen die Erfolge der Reform insbesondere in der Lehr- und Lernfreiheit, der Selbstverwaltung der Fakultäten, dem Schutz vor den Zugriffen der Kirche, dem Ideal einer „voraussetzungslosen Wissen-

schaft“ und schließlich in der wegweisenden Wirkung, die die Universitätsreform bis in das 21. Jahrhundert haben sollte. Kritiker werten dagegen Thuns Rolle zugunsten der von Exner ab, zumal Thun mit seiner Berufungspraxis die Lehrfreiheit und durch ein überreglementiertes Studiensystem die Lernfreiheit unterlaufen habe. Die Kirche hätte infolge der Besetzungspraxis sehr wohl eingreifen können und Thuns Wissenschaftsideal sei weniger „voraussetzungslos“ als christlich und historisch-positivistisch orientiert gewesen. Zudem, so Thuns Kritiker, sei das Gesetz über die Organisation der Universitäten nicht konsequent realisiert worden. Ziel der Verfasser ist es nun, die Ursprünge und Modifikationen der beiden Deutungsmuster zu rekonstruieren (S. 350), was am Beispiel der Autonomieproblematik und damit Fragen der Lehr-Lernfreiheit, der Finanzierung und der staatlichen Aufsichtsbefugnisse geschieht. In letzter Konsequenz laufen die Debatten über die Reformpolitik auf unterschiedliche Leitbilder von Universität als Staatsanstalt oder als Korporation hinaus, womit Aspekte wie die „voraussetzungslose“ Wissenschaft, aber auch der Zielkonflikt zwischen Bildungsvermittlung und Berufsausbildung tangiert sind. Die Debatten um diese „Leitbilder“ werden von den Verfassern schlüssig rekonstruiert, letztlich diene, so die These, die Thun'sche Reform als Maßstab für Hochschulreformen insgesamt, sei es als Legitimation neuer Maßnahmen oder um ihre Mängel zu entlarven (S. 372).

Die Beiträge bieten einen überzeugenden Überblick über die konkreten Reformschritte, ihre Umsetzung und Wirkung und damit eine fundierte Grundlage für weiterführende Arbeiten zur Bildungs- und Wissenschaftspolitik in der Habsburgermonarchie.

Weimar/Jena

Steffen Höhne

Balík, Stanislav/Fasora, Lukáš/Hanuš, Jiří/Vlha, Marek: Český antiklerikalismus: zdroje, témata a podoba českého antiklerikalismu v letech 1848-1938 [Der tschechische Antiklerikalismus: Quellen, Themen und die Gestalt des tschechischen Antiklerikalismus in den Jahren 1848-1938].

Argo, Praha 2015, 490 S. (Historické myšlení 69), ISBN 978-80-25713-73-0.

Balík, Stanislav/Fasora, Lukáš/Hanuš, Jiří/Vlha, Marek: Der tschechische Antiklerikalismus: Quellen, Themen und Gestalt des tschechischen Antiklerikalismus in den Jahren 1848-1938.

LIT-Verlag, Wien 2016, 549 S. (Religionsgeschichte 1), ISBN 978-3-643-50732-7.

Antiklerikalismus hat Konjunktur. Nicht nur sind viele neue Studien erschienen, die das Verhältnis von kirchlicher Religion und Alternativ- bzw. „Nicht“-Religion neu beleuchten, auch wurde in den letzten Jahren der europäische Charakter des religiösen Wandels im 19. Jahrhundert stärker als zuvor in den Blick genommen. Die böhmischen Länder waren in diesem Zusammenhang in zweierlei Hinsicht eine der oft genannten Forschungslücken: Es fehlt zum einen eine Synthese des Antiklerikalismus seit dessen Anfängen, in der vorhandene ältere Einzelstudien zu einer über die städtischen Zentren hinausgreifenden Zusammenführung gebracht werden. Zum anderen stand die Einbettung des tschechischen Antiklerikalismus in seinen (mittel-)europäischen Kontext aus.

Die erste Lücke ist nun erfolgreich geschlossen, und das ist der Verdienst der vier Autoren der vorliegenden Publikation. Zugleich ermöglichen sie mit ihrer Studie des „tschechischen Antiklerikalismus“ weiterführende Untersuchungen dieses Phänomens auf der Ebene der gesamten Habsburgermonarchie ebenso wie im (ostmittel-)europäischen Kontext. Der Band ist im Jahr 2015 in einer sauber gearbeiteten tschechischen Ausgabe erschienen. Für die im LIT-Verlag erschienene deutsche Version von 2016, die im Folgenden als Referenz dient, gilt das nicht. Von anderen Unzulänglichkeiten einmal abgesehen wurde das Werk streckenweise sinnentstellend übersetzt, so dass man vor der Lektüre des deutschen Textes warnen muss. Dazu aber später mehr.

Die Studie ist in vier große inhaltliche Abschnitte unterteilt. Die Kapitel über „Realität und Vorstellungswelt“ sowie über die „Mobilisierungsthemen“ des Antiklerikalismus zeichnen die Gestalt und die Struktur eines spezifisch tschechischen Antiklerikalismus vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Modernisierung nach. Die beiden folgenden Kapitel widmen sich dann der Empirie: Der Abschnitt „Städtische und ländliche Einzeluntersuchungen“ behandelt neun Fallbeispiele, die die ganze Vielfalt der lokalen Glaubens- und Kulturkämpfe repräsentieren. „Von Europa bis zum Stillen Ozean“ befasst sich mit den Auslandtschechen, insbesondere den tschechischen Freidenkern in den USA. Hier wird eine Fülle an Informationen geboten, die sich in einer Rezension unmöglich wiedergeben lässt.

Analytisch beschreiben die Autoren den Antiklerikalismus einleuchtend als ein Kaleidoskop aus Deutungen, Zuschreibungen, Konflikten und Symbolen (S. 23-28), das nur schwer auf einen Begriff zu bringen ist. Folgerichtig schließen sie auch die Einordnung von antiklerikal gefärbten Weltanschauungen (Freidenkertum und Sozialismus) als Ersatzreligionen mit dem überzeugenden Hinweis aus, dass ein solch universaler und nivellierender Religionsbegriff an der Praxis von Glauben und Unglauben vorbeigehe (S. 33). Stattdessen untersuchen sie mehrere Felder, auf denen antiklerikale Vorstellungen Wirkung erzielen konnten.

Es liegt nahe zu fragen, worin denn die Besonderheiten eines „tschechischen“ Antiklerikalismus bestehen könnten. Dass die Symbolik der tschechischen nationalen Wiedergeburt mit der Berufung auf Jan Hus und die böhmische Reformation ein spezifisches antikatholisches Mobilisierungspotential enthielt, ist bekannt. Die Autoren arbeiten weitergehend jedoch heraus, dass die Blüte des tschechischen Antiklerikalismus in den 1890er Jahren eher auf einem Konflikt innerhalb des tschechischen nationalen Lagers fußte und durch den Nationalitätenkonflikt bzw. den Kampf gegen die katholische Monarchie vergleichsweise wenig befördert wurde.

Die Schilderung der antiklerikalen Programmatik der tschechischen Parteien nennt hier wichtige Punkte: So war neben dem Zerwürfnis von Alt- und Jungtschechen insbesondere das Aufkommen der Fortschrittsbewegung ein Schlüsselereignis für die Politisierung eines nationalen Antiklerikalismus, bei den oft ebenfalls in diese Kategorie gezählten Nationalsozialen und Agrariern handelte es sich hingegen – ebenso wie bei der Sozialdemokratie – um durchaus zurückhaltende Antiklerikale. Für die Zeit nach 1918 gilt hingegen, dass trotz eines Aufflackerns des Kulturkampfes in der frühen Republikzeit die programmatischen Schlachten um die

Stellung der Kirche bereits geschlagen waren. Folgerichtig trat das Thema in den 1930er Jahren aus der Öffentlichkeit.

Mit gutem Grund räumen die Autoren dem Kampf um die Schule viel Platz ein. Kleinere und lokale Auseinandersetzungen entwickelten sich hier schnell zu publikumswirksamen Skandalen, blieben aber zumeist begrenzt. Landesweites Aufsehen erregten nur weniger Affären wie die um die Disziplinierung der antiklerikalen Lehrer Karel Juda und Alois Konečný (S. 199, 281-286), deren Eskalation allerdings von beiden Seiten zumindest billigend in Kauf genommen wurde. Zentral ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass im Zentrum des Konfliktes oft Symbolhandlungen und Formalitäten – wie etwa die richtige Grußformel – standen, deren Gehalt im Grunde nachrangig war (S. 140-142). Dies belegt eindrücklich, dass es nicht nur um einen ideologischen Kampf an sich, sondern auch um Deutungshoheit in der Öffentlichkeit ging. Die widersprüchliche Kirchenpolitik des österreichischen Staates seit 1855 tat ein Übriges (S. 162-164).

Den ganzen Band prägt ein modernisierungstheoretisches Motiv: Denn neben den verschiedenen Konfliktfeldern, auf denen sich kirchliche und antiklerikale Akteure gegenübertraten, verband beide ein strukturell gleich gelagertes Interesse an der Sozialdisziplinierung der potentiellen Anhänger. Das Kapitel mit Einzelstudien führt hierfür eindrucksvolle und sorgfältig recherchierte Beispiele auf. So beruhte etwa der Konflikt zwischen Sozialdemokratie und Kirche wesentlich auf der Konkurrenz darum, einen möglichst großen Teil der indifferenten Masse der Bevölkerung an sich zu binden (vgl. den Fall Brno/Brünn, S. 186-191). Andernorts ging es schlicht um die physische Durchsetzbarkeit von sozialer Bindung, wenn etwa die schlechte Erreichbarkeit der nächsten Pfarrei zu sinkenden Besucherzahlen im Gottesdienst führte (S. 330). Ein identisches Motiv weltanschaulicher Durchdringung zeigte sich bei den Auslands tschechen, die durch ihre Migrationserfahrung als „Verfügungsmasse“ wahrgenommen wurden (S. 348-349).

Dieser wichtige und empfehlenswerte Band verzichtet jedoch auf zwei Dinge: Die Autoren zeigen viele Facetten des Antiklerikalismus, vermeiden aber gerade dadurch die Frage nach dessen Wandel. Das liegt auch an dem fast exklusiven Fokus auf der Zeit nach 1890. Zwar erfassen sie den fundamentalen Wandel dieser Jahre hinsichtlich der Rolle von Religion in der (Massen-)Öffentlichkeit, thematisieren ihn aber eigentlich nicht, da sie nur hinter, kaum aber vor diese offenkundige Zäsur blicken. Dass die Konsolidierung des nationalen Lagers einen Diversifizierungsprozess antiklerikaler Konflikte auslöste, wird aber sehr klar benannt (vgl. etwa S. 238). Der Aufstieg der vermeintlich so antiklerikalen tschechischen Nationalbewegung kam durchaus auch tschechischen katholischen Positionen entgegen, die nun andere Durchsetzungsmöglichkeiten erlangten. Erst der Erfolg einer nationalen tschechischen Position konnte mithin die Frage nach deren weltanschaulicher Verfassung auf die Tagesordnung bringen.

Außerdem bleibt offen, ob die Autoren wirklich einen spezifisch tschechischen Antiklerikalismus behandeln oder nicht vielmehr eine Geschichte religiöser Akteure in den böhmischen Ländern und der Tschechoslowakischen Republik schreiben. Zum einen zwingt schon die Nutzung kirchlicher Quellen zu einer bestimmten Darstellung, zum anderen wird nie klar, wodurch sich der Antiklerikalismus von

einem allgemeinen Paradigma gesellschaftlicher Differenzierung und Modernisierung unterscheidet.

Obwohl diese Kritikpunkte grundsätzliche sind, nehmen sie dem Band nichts von seiner herausragenden Forschungsleistung. Wer eine Geschichte religiöser Modernisierungstendenzen in der tschechischen Gesellschaft im Zeitraum zwischen 1890 und 1938 lesen möchte, der kann auf dessen Lektüre nicht verzichten.

Mit Blick auf die deutsche Ausgabe wundert sich der Rezensent, wie ein solches Buch gedruckt werden konnte. Von einem unleserlichen Satzspiegel und dem fehlenden Inhaltsverzeichnis einmal ganz abgesehen, finden sich Fehler wie die folgenden: Was im Tschechischen die „druhá konfesionalizace“ (S. 32, tschechische Ausgabe) war, gerät im Deutschen zur „zweiten Säkularisation“ (S. 29), aus der „poválečná protikatolická vlna“ (S. 291, tschechische Ausgabe) wird die „katholische Nachkriegswelle“ (S. 315), um nur zwei von zahllosen Beispielen zu nennen, bei denen der Sinn total entstellt wird. Man fragt sich wirklich, unter welchen Bedingungen dieser Band übersetzt werden musste, da es sich größtenteils um vermeidbare Fehler handelt. Es ist sehr bedauerlich, dass die Gelegenheit, diesen so wichtigen tschechischen Teil der europäischen Religionsgeschichte einem breiteren Publikum verständlich nahezubringen, vertan wurde.

München

Johannes Gleixner

Rychlík, Jan / Rychlíková, Magdaléna: Podkarpatská Rus v dějinách Československa 1918-1946 [Die Karpatenukraine in der Geschichte der Tschechoslowakei 1918-1946].

Vyšehrad, Praha 2016, 240 S., ISBN 978-80-7429-556-0.

Das vorliegende Werk ist die zweite, erweiterte Auflage des 2013 erschienenen „Hospodářský, sociální, kulturní a politický vývoj Podkarpatské Rusi 1919-1939“. Da der Rezensent an anderer Stelle bereits die erste Auflage besprechen durfte,¹ soll es im Folgenden vor allem um die Unterschiede zwischen beiden Auflagen gehen, ohne freilich auf eine grundsätzliche inhaltliche Auseinandersetzung zu verzichten.

Der Grundaufbau beider Bände ist nahezu identisch: Die Verfasser nutzen das Vorwort für eine Beschreibung der Podkarpatská Rus und ihrer Bevölkerung sowie um eine Problematisierung zentraler Begriffe vorzunehmen. Dieser Teil ist um Beispiele aus dem *Ottův Slovník* ergänzt worden, die einen Einblick in die Varietät und Wandlungen der Bezeichnungen für die ostslawische Bevölkerung dieser Region liefern. Es folgt ein zweites Vorwort, in dem auf die Entstehung der Monografie allgemein und den Kontext eingegangen wird, aus dem die zweite Auflage hervorgegangen ist. Insgesamt handelt es sich um die Ergebnisse eines vom Národohospodářský ústav Josefa Hlávky (Volkswirtschaftliches Institut Josef Hlávka) finanzierten For-

¹ Paul, Sebastian: Rezension zu: *Rychlík, Jan / Rychlíková, Magdaléna: Hospodářský, sociální, kulturní a politický vývoj Podkarpatské Rusi 1919-1939 [Die wirtschaftliche, soziale, kulturelle und politische Entwicklung der Podkarpatská Rus 1919-1939]*. Praha 2013. In: H-Soz-Kult, URL: www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-24597 (letzter Zugriff 08.07.2017).

schungsprojektes zur wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung der Podkarpatská Rus mit einem gewissen Schwerpunkt auf der Rolle der tschechischen Beamten vor Ort. Das unverhofft große Interesse – auch außerhalb der Wissenschaft – führte jedoch dazu, dass die kleine Erstauflage schnell vergriffen war. Dankenswerterweise erlaubte die Hlávková nadace (Hlávka-Stiftung) deren Wiederveröffentlichung, die von den Autoren für eine Überarbeitung genutzt wurde und der der Vyšehrad-Verlag offenbar ein Lektorat spendierte.

Im Kapitel zum Forschungsstand fällt auf, dass in der zweiten Auflage nicht nur die Neuerscheinungen der Jahre 2013 bis 2015 berücksichtigt wurden, sondern auch vermehrt nicht tschechischsprachige Werke. Hierbei sticht insbesondere Yeshayahu A. Jelínek's „The Carpathian Diaspora“² heraus, durch dessen Rezeption die in der Erstauflage unterrepräsentierte jüdische Geschichte der Podkarpatská Rus stärker berücksichtigt werden konnte. Auch flossen nun die Arbeiten von Paul Robert Magocsi mit ein, dessen „Rusyn Studies“ – man mag zu ihnen stehen, wie man will – international eine breite Rezeption erfahren haben. Zudem gehen die Autoren vermehrt auf die ukrainisch- und russischsprachige Forschung ein und berücksichtigen die ungarischsprachigen Arbeiten von Csilla Fedinec,³ von der zentrale Werke zur Podkarpatská Rus auch auf Ukrainisch erschienen sind.⁴

Kapitel I, das die Angliederung der Podkarpatská Rus an die Tschechoslowakei behandelt, ist insbesondere in Bezug auf das 19. Jahrhundert und die demografische Zusammensetzung der ruthenischen Gebiete Ungarns deutlich erweitert worden. Die Autoren haben dabei nicht nur statistische Daten zusammengetragen, sondern widmen auch einen Absatz der ungarischen sowie eine halbe Seite der jüdischen Bevölkerung (S. 25). Machten in der Erstauflage die nationalpolitischen Aktivitäten der Ruthenen noch drei Sätze aus, wurde dieser Aspekt nun in einem eigenen Unterkapitel behandelt (S. 26-29). Diese Erweiterungen sind zwar rein faktografisch gehalten, jedoch erhält der Leser so zumindest ein komplexeres Bild der heterogenen demografischen Struktur dieser Region.

Kapitel I verbindet mit dem Folgekapitel, das mit „Verwaltungs- und Politikentwicklung der Karpatenukraine“ betitelt ist, die Ergänzung eines kleinen, aber wichtigen Details: des Räubers Nikola Šuhaj (1898-1921). Dieser war eine reale Figur, der 1933 durch den tschechischen Schriftsteller Ivan Olbracht (1882-1952) ein literarisches Denkmal gesetzt wurde und die nicht nur in Tschechien und der Slowakei, sondern auch in der heutigen Zakarpatská Oblast durch verschiedenste Theaterstücke und filmische Adaptionen nach wie vor einen großen Bekanntheitsgrad besitzt. Šuhaj nutzte mit seinen Kumpanen die Zeit des Zerfalls der öffentlichen

² Jelínek, Yeshayahu A.: *The Carpathian Diaspora. The Jews of Subcarpathian Rus' and Mukachevo, 1848-1948*. Boulder 2007.

³ Etwa Fedinec, Csilla / Vebeš, Mykola M. / Csermicskó, István (Hgg.): *Kárpátalja, 1919-2009. Történelem, politika, kultúra* [Die Karpatenukraine, 1919-2009. Geschichte, Politik, Kultur]. Budapest 2010.

⁴ Insbesondere Fedinec, Csilla / Tokar, Marian Jurijovyč / Vebeš, Mykola M. (Hgg.): *Zakarpattja 1919-2009 rokiv. Istorija, polityka, kul'tura* [Die Karpatenukraine, 1919-2009. Geschichte, Politik, Kultur]. Užhorod 2010.

Ordnung nach dem Ende der Monarchie für seine Raubzüge (S. 38) und lieferte sich noch mit der tschechoslowakischen Gendarmerie verschiedene Scharmützel, ehe er 1921 von dieser erschossen wurde (S. 56 f.). Abgesehen davon wurden im zweiten Kapitel an verschiedenen Stellen Ergänzungen zur Geschichte der orthodoxen Kirche in der Podkarpatská Rus (S. 61-63) hinzugefügt. Auch das Unterkapitel zur autonomen Podkarpatská Rus vom Oktober 1938 bis März 1939 wurde signifikant erweitert (S. 72-81).

Im dritten Kapitel steht laut Titel die wirtschaftliche Entwicklung im Vordergrund, wobei in einem Unterkapitel auch auf die sozialen Verhältnisse der Region eingegangen wird. Dieses Kapitel war schon in der Erstauflage das stärkste, da hier auf Quellenmaterial aufbauend eine Forschungslücke geschlossen wurde: die Entwicklung und mangelhafte Integration der Podkarpatská Rus in die gesamttschechoslowakische Wirtschaft, die zum einen an der schlechten Infrastruktur lag, zum anderen an den schieren Distanzen zwischen Užhorod und Prag, die den Transport etwa von verderblichen Waren unmöglich machte. Ein weiterer Faktor, der das wirtschaftliche Potenzial der Region an seiner Entfaltung hemmte, waren die Zollbeschränkungen zu Ungarn, wodurch die tradierten Handelsbeziehungen aus der Habsburger Zeit unterbrochen wurden, was so weit führte, dass zeitweise die Lebensmittelversorgung in hoch oben in den Karpaten gelegenen Dörfern der Podkarpatská Rus durch das Tschechoslowakische Rote Kreuz sichergestellt werden musste. Dieses Kapitel ist im Vergleich zur Erstauflage nahezu unverändert und hat lediglich bei den zahlreichen Tabellen ein „Facelifting“ vom Verlag bekommen. In Verbindung mit eingebauten Fotografien und Archivquellen (etwa zeitgenössischen Bahnfahrplänen), die in der Erstauflage nur als unkommentierter Anhang vorhanden waren, gewinnt es so an Übersichtlichkeit.

Kapitel IV behandelt das Schulwesen, die hiermit verbundene und stets konfliktreiche Sprachenfrage sowie in einem etwas anbindungslosen Unterkapitel die kulturelle Entwicklung in der Podkarpatská Rus. Neu sind hier die Behandlung des Schulwesens vor 1919 in einem eigenen Unterkapitel (S. 153-155), das rein faktografisch bleibt, sowie ein Absatz zur rechtlichen Ausgestaltung der Amtssprachen nach der Erlangung des Autonomiestatus im Jahr 1938. Hier erfahren wir, dass das Ukrainische offiziell zur Amtssprache erklärt wurde, das Tschechische für Verwaltungsbeamte jedoch weiterhin anwendbar blieb, während die Minderheitensprachenregelungen des Vertrages von St. Germain ausgehebelt wurden (S. 176).

Das fünfte Kapitel, das in der Erstauflage Teil des Schlusses war, wurde zum eigenständigen Abschnitt über die Phase von 1938 bis 1946 ausgearbeitet und bildet die deutlichste Erweiterung des Textes. Hier widmen sich die Autoren der ungarischen Periode ab dem 1. Wiener Schiedsspruch (02.11.1938), der Frage nach dem Verbleib der tschechischen Staatsbediensteten, dem Holocaust auf dem Gebiet der Podkarpatská Rus, dem Zweiten Weltkrieg, dem lokalen Widerstand und schließlich der Abtretung der Podkarpatská Rus an die Sowjetunion im Juni 1945.

Es folgt noch ein Schlusskapitel, das fast unverändert aus der Erstauflage übernommen und lediglich um einen Absatz zum scharfen Grenzregime zwischen der Tschechoslowakei und der nun sowjetischen Oblast Zakarpatská ergänzt wurde (S. 213f.). Abgeschlossen wird die Monografie durch ein Archiv- und Literatur-

verzeichnis sowie ein für diese Neubearbeitung dankenswerterweise erstelltes Namenregister (S. 227-234).

Die ohnehin schon durch die Bezugnahme auf eine breite Archivforschung wertvolle Erstauflage wurde durch die Einbeziehung der aktuellen tschechischen sowie internationalen Forschung um wesentliche Facetten erweitert. Zusammen mit dem Lektorat, das der Lesbarkeit des Werkes merklich zugute kam, muss die vorliegende Monografie als das beste Überblickswerk zur Podkarpatská Rus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden.

Marburg

Sebastian Paul

Böhm, Boris/Šimůnek, Michal V. (Hgg.): Verlegt – Verstorben – Verschwiegen. Tschechische und deutsche Psychatriepatienten in Böhmen als vergessene Opfer der NS-„Euthanasie“.

Pavel Mervart, Červený Kostelec 2016, 324 S. (Práce z dějin vědy/Studies in the History of Sciences and Humanities 32), ISBN 978-80-7465-213-4.

Der Sammelband stellt Ergebnisse des Projekts „Tschechische und deutsche Psychatriepatienten in Böhmen und Mähren – Stigmatisierte Menschen zwischen NS-„Euthanasie“ (1940-1945) und Vergessen (1945-1950)“ vor, das zwischen 2014 und 2016 von der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft in Berlin gefördert wurde. Sein Ziel war es, die Tausenden tschechischen und deutschen Psychatriepatienten, die der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zum Opfer fielen, dem Vergessen zu entreißen (S. 9). Sie starben entweder in den Mordstätten der „T4-Aktion“ Pirna-Sonnenstein und Hartheim oder in den psychiatrischen Anstalten Dobrzan/Wiesengrund und Kosmonosy. Zwar liegt zur institutionellen Geschichte der Patientenmorde in Böhmen und Mähren bereits einiges an Forschung vor,¹ jedoch, so die Herausgeber, die selbst zu diesem Feld beigetragen haben, blieben noch viele Fragen offen.²

Der Band ist in die Teile „Geschichte“, „Biografischer Gedenkteil“ und „Aufarbeitung“ gegliedert. Der erste Abschnitt des Buches besteht aus drei Unterkapiteln. Zunächst leiten zwei Beiträge in die Vorgeschichte der NS-Patientenmorde ein. Dabei geht es im Aufsatz von Michal Šimůnek und Milan Novák um „Strukturelle Voraussetzungen der Anstaltsführung in Böhmen und Mähren“. Der Beitrag von Boris Böhm und Hagen Markwardt behandelt das „System der Zwangssterilisationen im Reichsgau Sudetenland“. Darauf folgen jeweils drei Abhandlungen in den beiden Abschnitten „NS-„Euthanasie“ und Reichsgau Sudetenland“ sowie

¹ Šimůnek, Michal V./Schulze, Dietmar (Hgg.): Die nationalsozialistische „Euthanasie“ im Reichsgau Sudetenland und Protektorat Böhmen und Mähren 1939-1945. Praha 2008 (Studies in the History of Sciences and Humanities 22).

² Verwiesen sei hier auf den Katalog „Lebensunwert“. Die nationalsozialistische „Euthanasie“ im Reichsgau Sudetenland und Protektorat Böhmen und Mähren 1939-1945. Linz 2009. – Transporte in den Tod. Die Ermordung der Patienten aus dem Regierungsbezirk Troppau (Reichsgau Sudetenland) in der „Euthanasie“-Anstalt Pirna-Sonnenstein 1940/41. Hg. vom Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e.V. Pirna 2010.

„NS-„Euthanasie‘ und Protektorat Böhmen und Mähren“, die nicht zuletzt verdeutlichen, wie viele Forschungslücken es auf dem Gebiet noch zu schließen gilt.

Für alle Aufsätze wurden bisher nicht oder kaum genutzte Quellen ausgewertet und daran anknüpfend neue Fragestellungen entwickelt. So schlägt etwa Ulrich Rottlieb in seinem Beitrag zur „Kindereuthanasie“ vor, zu untersuchen, inwieweit die besetzten Gebieten mit deutschem Bevölkerungsanteil in das „Reichsausschuss-Verfahren“, d. h. die systematische Erfassung von „erb- und anlagebedingten schweren Leiden“ einbezogen wurden. Ebenso ließe sich analysieren, wie sich die histopathologischen oder einzelne Krankheitsbilder betreffenden Forschungserkenntnisse in medizinischem Schrifttum niederschlugen (S. 111).

Im ersten Kapitel überzeugt die Ausstattung mit Abbildungen nicht. Gerade in dem Überblick über die Anstalten in Böhmen und Mähren hätte man sich eine Karte gewünscht. Ähnliches gilt für andere Beiträge. So verweist Boris Böhm in „Die sudetendeutsche Gau-Heil- und Pflegeanstalt Wiesengrund in den Jahren 1938-1945“ auf die Besonderheit, dass die Anstalt „Arbeitszettel“ (S. 55) verwendete, um die Arbeitsleistung der Patientinnen und Patienten zu vermerken. In der Fußnote wird auf ein entsprechendes Beispiel in einer der Patientenakten verwiesen. Warum wurde auf den Abdruck eines solchen „Arbeitszettels“ verzichtet? In anderen Fällen sind Karten und Bilder nicht gut lesbar, wie etwa der Lageplan der Gau-Heil- und Pflegeanstalt Wiesengrund (S. 49) oder die Übersichtskarte zur Herkunft von Opfern der „Kindereuthanasie“ aus dem Sudetengau (S. 102-103).

Im lebensgeschichtlichen Gedenkteil des Buches werden insgesamt 14 Biografien von ermordeten Patienten und Patientinnen vorgestellt. Die Autorin und die Autoren haben eine sorgfältige Auswahl getroffen und präsentieren ein breites Spektrum von Opfern in Bezug auf Geschlecht, Alter, Herkunft, Todesorte und Quellenlage. Die Porträts sind gut geschrieben und machen auf eine ganze Reihe von Sachverhalten aufmerksam: So verdeutlichen etwa die unterschiedlichen Todesorte, dass nicht einige wenige Anstalten an den Morden beteiligt waren, sondern es sich um ein flächendeckendes Mordsystem handelte.

Dass die Rekonstruktion von Lebensgeschichten oft durch die Quellenlage erschwert wird, zeigt sich nicht allein an der unterschiedlichen Länge der einzelnen Biografien. Zwei Autoren thematisieren dieses Problem auch explizit: So sind laut Christoph Hanzig für Wiesengrund nur wenige Akten erhalten (S. 185) und Hagen Markwardt betont, wie problematisch es ist, Lebensläufe lediglich aus Krankenakten zu rekonstruieren (S. 178). Darüber hinaus verweisen gleich fünf Biografien auf eine wichtige Forschungslücke: Für einige der Transporte konnte bisher nicht rekonstruiert werden, in welche der Tötungsanstalten sie gingen – nach Hartheim oder Pirna-Sonnenstein.

Der letzte Teil des Buches handelt in fünf Beiträgen von unterschiedlichen Aspekten der Auseinandersetzung mit den NS-Patientenmorden. Dabei geht es zum einen um die justizielle Aufarbeitung der Verbrechen, zum anderen um deren gesellschaftliche Komponente. Besonders der erste Aufsatz, der anhand eines Fallbeispiels über die Nachforschungen von Hinterbliebenen und die innerfamiliäre Weitergabe von Erinnerung berichtet, führt vor Augen, welche erinnerungskulturelle Bedeutung den NS-„Euthanasie“-Verbrechen auch heute noch zukommt.

Ergänzt werden diese beiden Themen durch zwei Studien zu dem städtischen Friedhof von Kosmonosy und dem ehemaligen Anstaltsfriedhof von Wiesengrund in Dobřany. Während sich für den städtischen Friedhof in Kosmonosy zumindest ein Gedenkort in Planung befindet, wurde der ehemalige Anstaltsfriedhof in Dobřany zweckentfremdet und mit Unterbrechungen bis heute als Fasanerie genutzt. Boris Böhm bezweifelt, dass dort ein Gedenkort eingerichtet werden kann, plädiert aber dafür, zumindest eine Gedenktafel anzubringen (S. 308). Auf die Studien folgt eine tschechische Zusammenfassung von Michal Šimůnek.

Der Band vereint nicht nur richtungsweisende Ergebnisse für zukünftige Forschungen im Bereich der NS-„Euthanasie“-Verbrechen, sondern thematisiert auch den langen und problematischen Weg zu einer Erinnerungskultur an diese „vergessenen“ Ermordeten. Eines der wichtigen Projektergebnisse heben die Herausgeber bereits in der Einführung hervor. Das Projekt habe erste Impulse zu einem Gedenken an die NS-„Euthanasie“-Verbrechen in der Tschechischen Republik gegeben. Allerdings gelangen Michal Šimůnek und Boris Böhm abschließend zu der Einschätzung: „Gleichzeitig bleibt festzuhalten, dass es hier noch immer schwierig ist, diese als ‚deutsch‘ empfundenen, d.h. von Deutschen an Deutschen verübten Verbrechen, in der Erinnerungskultur zu verankern.“ (S. 9). Damit ist klar, wie viel Arbeit in diesem Forschungsbereich noch zu leisten sein wird.

Hadamar

Claudia Schaaf

Čeňková, Jana (Hg.): *Válečné dětství a mládí (1939-1945) v literatuře a publicistice [Kriegskindheit und -jugend (1939-1945) in Literatur und Publizistik]*.

Karolinum, Praha 2016, 238 S., ISBN 978-80-246-3413-5.

Das seit einigen Jahren zunehmende wissenschaftliche Interesse an historischen Aspekten von Kindheit und Kinderliteratur ist auch in der tschechischen Forschung deutlich. Eine wachsende Zahl studentischer Abschlussarbeiten befasst sich vor allem mit Teilaspekten der Kinderliteratur seit dem frühen 20. Jahrhundert, eine Kollektivmonografie zur Kindheit im Ersten Weltkrieg wurde im vergangenen Jahr mit dem Preis Magnesia Litera prämiert,¹ weitere wichtige Bände zur Geschichte von Familie und Kindheit sind erschienen² oder in Vorbereitung, und die Grant-

¹ Lenderová, Milena/Halířová, Martina/Jiránek, Tomáš: Vše pro dítě! Válečné dětství 1914-1918 [Alles für das Kind! Kindheit im Krieg 1914-1918]. Praha 2015.

² Hier seien nur einige genannt: Šustrová, Radka: Pod ochranou protektorátu: Kinderlandverschickung v Čechách a na Moravě. Politika, každodennost a pamět, 1940-1945 [Unter dem Schutz des Protektorats: Kinderlandverschickung in Böhmen und Mähren. Politik, Alltäglichkeit und Erinnerung, 1940-1945]. Praha 2012. – Rákosník, Jakub: Sovětizace sociálního státu: Lidově demokratický režim a sociální práva občanů v Československu 1945-1960 [Sowjetisierung des Sozialstaats: Das volksdemokratische Regime und soziale Rechte der Bürger in der Tschechoslowakei 1945-1960]. Praha 2010. – Knapík, Jiří (Hg.): Děti, mládež a socialismus v Československu v 50. a 60. letech [Kinder, Jugend und Sozialismus in der Tschechoslowakei der 50er und 60er Jahre]. Opava 2014. – Henschel, Frank: “All Children Are Ours”. Children’s Homes in Socialist Czechoslovakia as Laboratories of Social Engineering. In: Bohemia 56 (2016) H. 1, 122-144.

Agentur (Grantová agentura České republiky, GAČR) fördert gleich mehrere Forschungsprojekte zu diesem Themenbereich. Angesichts dieses kleinen Booms ist es also nachvollziehbar und begrüßenswert, dass nun ein Buch zum komplexen Thema Kindheit und Jugend im Zweiten Weltkrieg erschienen ist.

Allerdings erscheint der Band mit der heißen Nadel gestrickt und bleibt an der Oberfläche, was gerade angesichts der Vielfalt der aktuellen Forschung zu bedauern ist. Er wird gekennzeichnet als Kollektivmonografie, lässt jedoch die Kohärenz, die ein solcher Begriff nahelegt, vermissen. Es fehlt eine über das sehr allgemein formulierte Interesse am Thema „Kinder und Krieg“ hinausgehende Fragestellung. Auch die Zusammensetzung der Texte wirkt willkürlich. Die Herausgeberin präsentiert dem Leser – ohne den Versuch einer Erklärung – Beiträge zu einzelnen literarischen Werken, faktografische Überblicksberichte und Materialsammlungen für Lehrer, Essays zu Texten für Kinder, von Kindern und über Kinder, Zusammenfassungen von Kinderbüchern sowie Darstellungen zu tschechischer, deutschsprachiger, amerikanischer, hebräischer und niederländischer Literatur aus sechs Jahrzehnten. Verschiedene Formulierungen weisen darauf hin, dass zumindest einige Autoren ihre Beiträge tatsächlich aus einer primär didaktischen Perspektive verfasst haben: Die besprochenen literarischen Werke werden oft auf ihre Qualität und Überzeugungskraft hin geprüft, und mehrere Autoren sprechen den Wunsch aus, die behandelte Literatur möge intensiver und breiter rezipiert werden. Diese Zielsetzung wird jedoch an keiner Stelle deutlich formuliert, und es bleibt unklar, welchen Maßstab der Band für sich selbst setzt und an welchem Maßstab Rezensenten ihn entsprechend messen sollen.

Dass die Autoren und vor allem die Herausgeberin sich so wenig um eine Auseinandersetzung mit der internationalen Forschung bemüht haben und kaum weiterführende analytische Fragen stellen, ist eine vertane Chance, denn so wird das Potential des Themas weitgehend verschenkt. Mehrfach weisen die Beiträger darauf hin, wie wichtig Kinderliteratur über den Krieg sei, verfolgen diese Gedanken aber nicht weiter. Überlegungen dazu, welche Rolle Konstrukte von Kindheit bei der Aufarbeitung von Kriegererlebnissen spielen, sucht der Leser vergebens. Eine andere Frage, die nach einer systematischen Auseinandersetzung ruft, ist die nach Genre und Zielgruppe. In verschiedenen Beiträgen scheint als Problem auf, ob Literatur über Kinder auch als Literatur für Kinder verstanden werden kann und sollte und wie sich diese Wahrnehmung im Lauf der Zeit verändert.

Auch innerhalb der tschechischen Wissenschaftslandschaft bringt der Band wenig Neues. Zum „Kuratorium pro výchovu mládeže“ (Kuratorium für die Erziehung der Jugend) und dessen Publikationstätigkeit im Rahmen von Kinderzeitschriften beispielsweise sind bereits mehrere Artikel und Studien zugänglich, zuletzt die Doktorarbeit des hier ebenfalls vertretenen – merkwürdigerweise, weil chronologisch inkonsequent erst mit dem zweiten Beitrag – Pavel Suk.³ Der faktografische

³ Suk, Pavel: Protektorátní časopisy a přílohy denních listů pro děti a mládež jako nástroj nacistické propagandy [Zeitschriften des Protektorats und Beilagen der Tageszeitungen für Kinder und die Jugend als Instrument von NS-Propaganda]. Dissertation an der Karlsuniversität Prag, Praha 2014. – *Nezdařil*, Petr: Propaganda a mládež za protektorátu: Kura-

Text zum Kuratorium, mit dem der Band eröffnet, bringt somit kaum Neues. Tatsächlich am interessantesten ist der erwähnte Artikel von Suk, in dem die Geschichte und Arbeitsweise der Zeitschrift „Mladý hlasatel“ (bzw. anfangs „Malý hlasatel“; Junger bzw. Kleiner Ausrufer) in den Jahren von 1935 bis 1941 mit analytischem Blick fürs Detail präsentiert werden. Suk gelingt es, die redaktionelle Entwicklung (insbesondere die bemerkenswerte Mitarbeit Jaroslav Foglars) mit einer Textanalyse und der Einbindung in historische Entwicklungen zu verknüpfen.

Die aktuelle Kindheitsforschung profitiert sehr von interdisziplinären Fragen und nicht zuletzt medienwissenschaftlichen Ansätzen. Das in diesem Band aufgegriffene Thema bietet sich für eine solche Auseinandersetzung an, es verlangt allerdings nach deutlich mehr Reflexion und schlicht Mühe als offenbar hier aufgewandt wurde. Schade.

Kiel

Martina Winkler

torium a strategie působení na mládež prostřednictvím časopisů [Propaganda und Jugend im Protektorat: Das Kuratorium und die Strategie der Einwirkung auf die Jugend mithilfe von Zeitschriften]. Diplomarbeit an der Universität Prag, Praha 2009. – Špringl, Jan: Protektorátní vzor mladého člověka. Kuratorium pro výchovu mládeže v Čechách a na Moravě (1942-1945) [Das Vorbild des jungen Menschen im Protektorat. Das Kuratorium für die Erziehung der Jugend in Böhmen und Mähren (1942-1945)]. In: Soudobé dějiny 11 (2004) č. 1-2, 154-177.

Luft, Ines: Eduard Winter zwischen Gott, Kirche und Karriere. Vom böhmischen katholischen Jugendbündelführer zum DDR-Historiker.

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016, 602 S., 53 Abb., ISBN 978-3-86583-258-0.

Die Arbeit von Ines Luft, die 2006 an der Fakultät für katholische Theologie der Universität Bamberg als Inauguraldissertation verteidigt wurde, ist bislang die umfangreichste wissenschaftliche Biografie über Eduard Winter (1896-1982), den bedeutenden Theologen, Historiker und Wissenschaftsorganisator in der Zeit des Nationalsozialismus wie der DDR und – last but not least – eine der zentralen Figuren des sudetendeutschen Katholizismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Zwar betont die Autorin in der Einleitung, dass ihre Untersuchung in erster Linie der Rolle der Religion als grundlegende Konstante in Winters wechselreichem Leben gewidmet sei, sie keine Biografie schreiben wolle, doch im Grunde genommen hat sie genau das getan und in absehbarer Zeit ist wohl kaum eine komplexere Arbeit zu dem Thema zu erwarten. Der Bedarf an einer kritischen Biografie Winters wurde bereits kurz nach dessen Tod empfunden. Damals unternahm sein Schüler Kurt A. Huber erste Vorbereitungen und Recherchen, doch die Zugänglichkeit wichtiger Archivmaterialien war nicht zuletzt durch den Eisernen Vorhang beschränkt. Huber hatte zweifellos Ambitionen, die Richtung der Rezeption von Winters Leben und Werk vorzugeben und die Gegensätze in seiner Bewertung zu versöhnen, doch reichten am Ende eines sehr fruchtbaren wissenschaftlichen und geistlichen Lebens seine Kräfte für diese Aufgabe nicht mehr aus.¹

¹ Die wichtigsten Titel zu Leben und Werk Eduard Winters finden sich bei: *Novotný,*

Ines Luft bringt mit ihren theologischen, sprachlichen und methodologischen Kenntnissen beste Voraussetzungen für die Bearbeitung des anspruchsvollen Themas mit. Dem aktuellen Boom von Biografien bedeutender Historiker in der Zeit des Nationalsozialismus oder des Kommunismus ist ihre Arbeit nicht zuzuordnen. Auch setzt sie sich mit den theoretischen Problemen der gegenwärtigen historischen Biografie in der Einleitung nicht auseinander, ja, sie erwähnt diese gar nicht. Den Zusammenhang und die Spannung „zwischen Mythologisierung und Dekonstruktion“ bzw. zwischen der Struktur (dem konkreten Lebens- und Erfahrungsraum im habituellen Sinne) und dem Handeln der vorgestellten Persönlichkeit behält sie aber fest im Auge. Der zentrale Quellenkorpus ist extrem umfangreich – der Nachlass Winters liegt im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (ABBAW) in Berlin und im Bolzano-Winter-Archiv am Institut für Angewandte Ethik der Universität Salzburg – was auch davon zeugt, dass Winters Bedürfnis nach Selbstdarstellung und -inszenierung außerordentlich groß war. Seine Tagebuchaufzeichnungen verfasste er bereits als Quelle für künftige Historikergenerationen und zugleich als Verteidigung umstrittener Einstellungen, namentlich während der nationalsozialistischen Jahre. Das alles weiß Luft und so konfrontierte sie Winters Memoiren und Notizen konsequent mit anderen Quellen und den Erinnerungen von Zeitgenossen.

Das Buch zeichnet die verschiedenen, auf den ersten Blick nicht kohärenten Facetten von Winters Persönlichkeit in den einzelnen historischen Etappen nach: sein Suchen und Reifen in der Studienzeit vor und während des Ersten Weltkrieges, den doppelten Einsatz im Dienste des Katholizismus und der sudetendeutschen nationalen und politischen Emanzipation in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die Tätigkeit im Nationalsozialismus und schließlich – nach einem Wiener Intermezzo von 1945 bis 1947 – in Diensten des Sozialismus/Kommunismus in der SBZ/DDR. Dabei geht Luft den sensiblen Themen nicht aus dem Weg, also vor allem Winters opportunistischen persönlichen und Karrierestrategien in beiden Diktaturen und seiner tatsächlichen wie mutmaßlichen Zusammenarbeit mit deren Unterdrückungsapparaten.²

Es ist nur natürlich, dass bei so vielen Veränderungen und Variablen, wenn selbst der Begriff „Opportunismus“ die Sache kaum noch trifft, sich auch die Frage nach Integrität und Kontinuität in Winters Leben und Schaffen stellt. Die Autorin verfolgt sie primär aus der Perspektive der Theologie und der Religion und beschäftigt

Vojtěch/Vaňáč, Martin/Kunštát, Miroslav: Biografický slovník katolických teologických fakult v Praze 1891-1990 [Biographisches Lexikon der katholischen theologischen Fakultäten in Prag 1891-1990]. Praha 2013, 272 f.

² Die Zusammenarbeit mit dem Sicherheitsdienst (SD) lässt sich belegen, nicht jedoch die Spekulationen über eine aktive Zusammenarbeit mit der Stasi oder dem sowjetischen Geheimdienst. Zu Winters Mitgliedschaft in der Sudetendeutschen Partei bzw. NSDAP und seinen Kontakten zum SD vor allem *Němec, Jirí: Eduard Winter v německém dějepisectví protektorátu. Biografická studie o kariéře, přizpůsobení a podřízenosti historiografie* [Eduard Winter in der deutschen Geschichtsschreibung des Protektorats. Eine biografische Studie über Karriere, Anpassung und Unterordnung der Historiografie]. Brno 2007, 108-196.

sich folglich mit Winters Beziehung zur Kirche und seiner Priesteridentität als dem durchgehenden und zentralen Leitmotiv, das in seinem Verständnis aufs Engste mit der Reflexion des modernen (Sudeten-)Deutschtums verbunden war.

Bei Winter lässt sich die Identität als Priester kaum von der des Wissenschaftlers trennen. Ines Luft gelingt es dennoch, diese zwei Dimensionen von Winters Persönlichkeit in wechselseitiger Komplementarität zu beschreiben. Winter begriff sein Priestertum als ein spezifisches religiös-soziales und national-politisches Mandat: Gerade das Priestertum lieferte in der ersten Hälfte seines öffentlichen Wirkens seinen zahllosen Aktivitäten die Autorität, die ihm ein anderer Beruf allein (etwa als Politiker, Lehrer oder Wissenschaftler) schwerlich hätte bieten können – eine Autorität, mit der er sowohl zur Erneuerung der Kirche als auch zur Formierung der für ihn wichtigen kollektiven sudetendeutschen, hier konkret einer spezifischen sudetendeutschen katholischen Identität, beitragen wollte. Die Veränderungen der „großen Geschichte“, die sich um ihn herum ereigneten, begriff er stets als Gelegenheit für einen neuen Wirkungsbereich – als historisch-politische Kulissen, vor denen er die verschiedensten Kämpfe führte – im Namen der religiösen und nationalen Erneuerung, der Reform der Kirche, der Erfüllung der „historischen Mission“ des „Dritten Reiches“ in Mittel- und Osteuropa und später auch im Namen der kommunistischen Idee. Wie die Autorin überzeugend belegen kann, verhielt er sich dabei auf keinem Feld völlig konform gegenüber dem jeweiligen zeitgenössischen ideologischen Kanon, auch äußerlich passte er sich diesem nicht hundertprozentig an.

Die Autorin, die hier primär als Theologin spricht, begreift Winters Priesteridentität als Dienst und Berufung, mit einem allmählich stärker werdenden Machtbewusstsein. Sie betont die Tatsache, dass Eduard Winter einen bedeutenden Teil seines Lebens als Priester der katholischen Kirche verbrachte, also in der Kirche, mit der Kirche und zunehmend in Opposition zu ihr – wobei sie hier natürlich die sichtbare Amtskirche meint, die von Rom geführte, „volksferne“ Kirchenhierarchie, die im konkreten Fall vor allem durch den Prager Erzbischof Karel Kardinal Kašpar repräsentiert wird.

Im Folgenden rekonstruiert Luft die einzelnen Stationen, die zu Winters Bruch mit der katholischen Kirche führen sollten. Dieser wird in der Regel als Beleg für seinen Karrierismus und Opportunismus gedeutet. Winter verzichtete am 4. September 1939 auf seine Professur für Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät, wofür er „weltanschauliche Gründe“ anführte. Tatsächlich wusste er zu diesem Zeitpunkt bereits, dass seine Freundin aus Jugendzeiten, Maria Kögl, ein Kind von ihm erwartete. Die Autorin analysiert diesen Fall ausführlich und weist auf die Diskrepanz zwischen der kompromisslosen Haltung Kardinal Kašpars und der empathischen und abwartenden Position des Leitmeritzer Bischofs Anton Weber hin. Als Winter diesen allerdings wissen ließ, er halte das Institut des Zölibats selbst für „innerlich unsittlich“, und eine weltliche Ehe schloss, wurde ihm die Exkommunikation mitgeteilt. Es ist bezeichnend, dass Winter diese Entscheidung niemals anerkannte und sich subjektiv bis zu seinem Tode als katholischen Priester verstand. So sah er sich zeitlebens als Mitglied der Kirche und bezahlte in der DDR die dort freiwillige Kirchensteuer.

Von der Amtskirche distanzierte er sich häufig und lautstark, doch verfolgte er die Reformanstrengungen innerhalb der katholischen Kirche, besonders in der Zeit um das Zweite Vatikanische Konzil mit gewissen Sympathien. Am stärksten identifizierte er sich während der 1970er Jahre mit dieser Strömung, als er am Manuskript seines Buches „Ketzerschicksale“ schrieb. Das lag wohl auch daran, darauf weisen Luft zufolge viele Anzeichen hin, dass die mit dem Konzil begonnenen Reformen seiner Meinung nach an einem toten Punkt angelangt waren. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, bemühte er sich angeblich darum, „seine Entfremdung von der katholischen Kirche durch Liebe zu überwinden“.³

Seiner beständigen Kritik an „klerikalen Kreisen“ zum Trotz pflegte Winter stets Kontakt zu bedeutenden Persönlichkeiten in der Kirche, vor allem zu einstigen „Staffelsteinern“. In seinen letzten Jahren, von Alter und Krankheit gezeichnet, vertiefte sich seine Bindung an die Kirche, wovon auch der Gottesdienst zu seinem 80. Geburtstag in der Kirche St. Notburga im österreichischen Maurach und das Gebet, das er dort vor den versammelten Mitgliedern des „Staffelstein“ sprach, zeugen.⁴

Eine Aussöhnung mit der Kirche deutete sich im Empfang der Sterbesakramente an, gespendet durch einen namentlich nicht bekannten Geistlichen aus dem Franziskanerkloster in Berlin-Pankow kurz vor Winters Tod am 3. März 1982. Diese Schlussnote mag nach Besänftigung klingen, doch war Winters Leitmotiv das „Leben als Kampf“. Das galt im geistlichen wie im konkreten historischen Sinne. Kampf war das zentrale Thema seiner Erinnerungen, Korrespondenz wie auch seines wissenschaftlichen Schaffens. Die Hauptfiguren in Winters Büchern sind „Kämpfer“ – nicht in einem militärischen Sinne, sondern vor allem in einem geistlichen und religiösen – und direkt oder indirekt taucht der Begriff Kampf im Titel aller seiner wichtigen Texte auf.

Die Priesterpersönlichkeiten, über die er schrieb und deren Korrespondenzen und Schriften er herausgab, waren sein „Priesterideal“; Winter wollte der Bernard Bolzano des 20. Jahrhunderts sein. Diese Identifikation saß sehr tief: Mit seinen Helden focht er ihre Kämpfe, unter ihren Niederlagen litt er emotional. Wie Luft belegt, wurde ihre „Mythologisierung“ Teil seines eigenen persönlichen Mythos; er sah sich als den „letzten“ Fortsetzer der Traditionen des österreichischen Reformkatholizismus des 19. Jahrhunderts.

Das Buch von Ines Luft ist nicht nur eine facettenreiche Biografie Eduard Winters, es stellt darüber hinaus einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der tschechisch-deutschen Beziehungen dar. Auch hier spielte Winter eine widersprüchliche Rolle, doch zweifellos war er ein bedeutender Vermittler zwischen der tschechischen und der deutschen Kultur und Wissenschaft. Winter beherrschte die tschechische

³ Winter, Eduard: *Ketzerschicksale. Christliche Denker aus neun Jahrhunderten*. Berlin (Ost) 1979, 2. Aufl. 1983. – Vgl. auch ABBAW Berlin, Nachlass Eduard Winter, Inv.-Nr. 2883. *Geschichte meines wissenschaftlichen und religiösen Denkens*, Mappe „Reformkatholizismus“, Eintrag vom 10. August 1977.

⁴ Eine kritische Analyse des Gebets, das der Autorin zufolge an Blasphemie grenzt, findet sich auf S. 462 f.

Sprache perfekt, rezensierte kontinuierlich tschechische wissenschaftliche Neuerscheinungen in deutschen Zeitschriften und nahm in den Arbeiten die Forschungsergebnisse tschechischer Kollegen auf. Von seinen tschechischen Zeitgenossen wurde er entsprechend wahrgenommen, kein Wunder also, dass namentlich in der ersten, der Prager Phase seiner Laufbahn, seine wichtigsten Bücher früh ins Tschechische übersetzt wurden. Ex post beeinflussten sie auch einige Positionen zu den Debatten über den „Sinn der tschechischen Geschichte“. Die Rezeption des Werkes von Eduard Winter im tschechischen Milieu kommt in der Biografie aber nur am Rande vor, sie bleibt ein Desiderat für die weitere Forschung.

Prag

Miroslav Kunštát

Kedar, Benjamin Z./Herde, Peter: Karl Bosl im „Dritten Reich“.

Walter de Gruyter, Berlin 2016, 226 S., Abb., ISBN 978-3-11-041256-7.

Karl Bosl (1908-1993) zählte als langjähriger Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische Landesgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München zu den angesehensten Vertretern seines Faches. Er war seit 1961 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, korrespondierendes Mitglied der Medieval Academy of America und der British Academy (1970) und seit 1973 auch der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. In der deutschen Mediävistik galt Bosl als Impulsgeber einer modernen Gesellschaftsgeschichte, er publizierte viel und war ein sehr beliebter Professor. Seinen über 200 Doktoranden ließ er große Freiheiten und betreute auch Arbeiten, die weit jenseits seines eigentlichen Fachgebietes lagen. Für sein vielfältiges Engagement – darunter hatte er als Vorsitzender des Collegium Carolinum die Herausgeberschaft der „Bohemia“ inne (1960-1984) – erhielt Bosl zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen.

Umso größeres Aufsehen erregte 2011 die Studie der angesehenen Mediävisten Benjamin Z. Kedar und Peter Herde „A Bavarian Historian Reinvents Himself. Karl Bosl and the Third Reich“, denn bis zu seinem Tod im Januar 1993 hatte sich Bosl als aktiver Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime in Szene gesetzt. Tatsächlich jedoch sei Bosl, so die Autoren, ein Nationalsozialist gewesen, der unmittelbar nach Kriegsende eine antifaschistische Vergangenheit für sich erfunden und skrupellos zu seinem weiteren beruflichen Fortkommen benutzt habe. Für viele seiner Studenten und Schüler, die ihn als eine Verkörperung der Liberalitas Bavariae wahrgenommen hatten, waren diese Enthüllungen ein Schock. Die Stadt Cham nahm daraufhin die Benennung eines Platzes nach ihrem Ehrenbürger zurück, und der Bayerische Philologenverband vergab die 2009 erstmals verliehene Karl-Bosl-Medaille nicht mehr. Die deutsche Ausgabe mit dem weniger präzisen Titel „Karl Bosl im ‚Dritten Reich‘“ ist eine wesentlich erweiterte Fassung der Studie von 2011. Sie enthält neue Dokumente und ein zusätzliches Kapitel, das sich kritisch mit der Rezeption der englischen Erstausgabe auseinandersetzt.

Bosl, geboren 1908 in Cham, entstammte einfachen Verhältnissen. Er studierte Griechisch, Latein und Geschichte und unterrichtete seit Frühjahr 1932 als Lehrer an verschiedenen Orten. In der Spätphase der Weimarer Republik gehörte er seit

1930 dem Stahlhelm an, am 1. Mai 1933 trat er der NSDAP bei, 1934 dem NS-Lehrerbund. Des Weiteren engagierte er sich im Bund Deutscher Osten und im Reichskolonialbund. Neben dem Schuldienst promovierte Bosl 1938 bei Karl Alexander von Müller in München mit einer Arbeit zum bayerischen Kloster Kastl, die nach dem Urteil der Autoren „relativ frei von NS-Ideologie“ war (S. 20). Ein Jahr später erhielt er einen gut dotierten Forschungsauftrag im Rahmen des SS-Ahnenerbeprojekts „Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte“. 1940 bekam Bosl eine Planstelle am humanistischen Gymnasium in Ansbach zugewiesen. Zugleich arbeitete er an seiner Habilitation zur Reichsministerialität der salischen und stauffischen Könige, die er 1944 an der Münchner Universität einreichte. Die förmliche Ernennung zum Privatdozenten scheiterte jedoch nicht aus politischen Gründen, wie Bosl später behauptete, sondern kam im Frühjahr 1945 schlicht aufgrund der Kriegsverhältnisse nicht mehr zustande. Die Mentoren seiner Habilitation waren ausgesprochene NS-Exponenten. Auch Bosls Probevorlesungen entsprachen dem NS-Jargon, ebenso seine Durchhalterede „Das Reich als politische Idee“, die er am 13. Dezember 1944 in Ansbach hielt. Und noch im Januar 1945 nahm er an einer Konferenz in Hitlers Geburtshaus in Braunau teil. Zweifellos war Bosl ein ungemein fleißiger Studienrat, der mit großem Ehrgeiz eine universitäre Karriere anstrebte. Was hierbei unumgänglicher politischer Opportunismus war oder seiner politischen Überzeugung entsprach, lässt sich schwer beurteilen, da von ihm, der seit 1939 verheiratet war, keine wirklich privaten Zeugnisse bekannt sind.

Wesentlich schwerwiegender ist, dass sich Bosl unmittelbar nach der amerikanischen Besetzung Ansbachs als aktiver Widerstandskämpfer gerierte und Taten für sich in Anspruch nahm, die jedoch eine sehr kleine Widerstandsgruppe um den christlich motivierten Schüler Robert Limpert begangen hatte. Dem Korporal Frank D. Horvay, der sich in Entnazifizierungsfragen von Bosl beraten ließ, tischte er die Lüge auf, er habe ein Jahr im KZ gesessen und anschließend bis zu seiner Verwundung drei Jahre in einem Strafbataillon dienen müssen. Damit nicht genug: Er habe auch in der Nacht vom 17. auf den 18. April 1945 das Telefonkabel zum Gefechtsstand des Stadtkommandanten gekappt und somit die Stadt vor der Zerstörung bewahrt. Tatsächlich hatte diese Aktion Limpert, ein Schüler Bosls, durchgeführt, der deshalb von dem Stadtkommandanten Meyer standrechtlich zum Tode verurteilt und vor dem Rathaus gehenkt worden war.

Bosls Entnazifizierungsverfahren fand merkwürdigerweise erst sehr spät statt. Im Januar 1948 stufte ihn die Spruchkammer Ansbach-Stadt als Mitläufer ein und verhängte eine Sühneleistung von 300 RM, wogegen er Einspruch erhob. Mit erneut beigebrachten Persilscheinen erreichte er im März 1948 die Einstufung als „entlastet“. Zu diesem Zeitpunkt unterrichtete Bosl bereits an einem Münchner Gymnasium. Mit der nun amtlich bestätigten Widerstandsvita zählte Bosl 1949 zu den Mitgründern des Bayerischen Philologenverbandes, dessen Vorsitz er bis 1954 innehatte. 1953 erfolgte die Berufung auf den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte in Würzburg, bis er 1960 die Nachfolge von Max Spindler in München antrat.

Die Entstehung und Verfestigung der Widerstandslegende durch Verschweigen, Beschönigen, Lügen und Fälschen bildet den Mittelpunkt der rund 90-seitigen Dar-

stellung, die durch den Abdruck von 23 Dokumenten untermauert wird. Die Autoren argumentieren differenziert und führen einen insgesamt sehr überzeugenden, akribisch angelegten Indizienbeweis. Im Anhang setzten sie sich in einem Kapitel zur Rezeptionsgeschichte der englischen Ausgabe auch eingehend mit den Einwänden ihrer Kritiker, insbesondere mit Dirk Walter,¹ auseinander.

Die großzügige Umdeutung der eigenen NS-Verstrickung war nach 1945 ein allgemeines Phänomen – in der Gesellschaft, wie an den Universitäten. Dass auch als liberal geltende Professoren, die sich große Verdienste bei der wissenschaftlichen Neuorientierung ihres Faches erworben und zweifellos mit zur Festigung der Demokratie in der Bundesrepublik beigetragen haben, ihre eigene NS-Vergangenheit verschwiegen haben, ist bekannt. Man denke nur an die Historiker Theodor Schieder und Werner Conze, die durch ihr Engagement für das NS-Regime wesentlich stärker als der Studienrat Bosl kompromittiert waren. Doch die Erfindung einer solchen Widerstandsvita bleibt bei allem Verständnis für die privaten Nöte ein besonders dreister Akt. Er ist und bleibt skandalös. Insofern zeigt er vor allem, wie sehr sich Bosl „chamäleonartig den jeweiligen Farben der Zeit anzupassen wusste“ (S. 7).

Dresden

Clemens Vollnhals

¹ Walter, Dirk: Karl Bosl. Annäherung an eine Persönlichkeit. Leistungen – Fehlverhalten. Mit einem Beitrag von Willi Eisele. München 2013.

Randák, Jan: V záři rudého kalicha. Politika dějin a husitská tradice v Československu 1948-1956 [Im Schein des roten Kelchs. Geschichtspolitik und die hussitische Tradition in der Tschechoslowakei 1948-1956].

Nakladatelství Lidové Noviny, Filozofická fakulta UK, Praha 2015, 408 S., ISBN 978-80-7422-373-0.

Es gehört zu den faszinierendsten Aspekten der Aufbaujahre nach dem „Siegreichen Februar“ in der Tschechoslowakei, dass sich das kommunistische Regime für seine historische Legitimation des fiktiven Vermächtnisses einer religiös motivierten Revolte aus dem frühen 15. Jahrhundert bediente. Das Hussitentum gehörte seit František Palacký zu den zentralen Kapiteln des tschechischen historischen Narrativs, die politische Indienstnahme des „hussitischen Vermächtnisses“ kann auf das 19. Jahrhundert datiert werden. Aber erst das präzedenzlose Maß an kultureller Hegemonie, über das die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (KSČ) in den 1950er Jahren verfügte, erlaubte es dieser, die hussitische Tradition zu einem universellen politischen Werkzeug zu machen, aus dem sich Argumente und Beispiele, Werte und Verhaltensnormen ableiten ließen (S. 10).

Schon vor der Durchsetzung ihrer Alleinherrschaft hatten sich die Kommunisten als Erben und Fortführer des angeblich proto-kommunistischen hussitischen Programms bezeichnet. Sie betonten, ihr Ziel sei die konsequente Erfüllung der Ideale Gleichheit und Gerechtigkeit, die Jan Hus mehr als 500 Jahren zuvor ausgerufen habe. Die mit Hilfe kommunistischer Versatzstücke aktualisierte Version des Hussi-

tismus sollte beweisen, dass der Regimewechsel nicht der Beginn von etwas radikal Neuem oder gar Fremden war, das auf aus der UdSSR importierten Ideen basierte, sondern die natürliche Vollendung einer Entwicklung, die Jan Hus bereits im Mittelalter angestoßen hatte. Damit erfüllte die hussitische Tradition in der kommunistischen Geschichtspolitik zwei Aufgaben: Erstens legitimierte sie den Radikalismus ihrer selbsternannten „Erben“; zweitens bewies sie, dass diese Entwicklung in der Nationalgeschichte angelegt und historisch bewährt war. Oder anders formuliert: Über den Hussitismus versuchte die KSČ, einen roten Faden in die nationale Geschichte, Identität und Kultur zu bringen (S. 94).

Dieses Unterfangen stellt Jan Randák in „Im Schein des roten Kelchs“ in den Gesamtzusammenhang der politischen Bemühungen während der stalinistischen Zeit, das historische Bewusstsein der tschechischen Gesellschaft zu formen. Es geht ihm besonders darum, die Vielzahl an Bereichen aufzuzeigen, in denen das politisch aktualisierte Bild der hussitischen Bewegung eingesetzt wurde: An seinem „Vermächtnis“ bediente man sich, um die Armee mit neuen Traditionen auszustatten oder Hass gegenüber äußeren und inneren Feinden zu schüren. Es spielte eine wichtige Rolle bei der Disziplinierung der Bevölkerung und gehörte notwendig in Lehrpläne für Schulen, die Bildungs- und Kulturarbeit. Sogar in Reiseführern wurde Hus nicht vergessen.

Für den Leser sind zwei Vorinformationen wichtig, die der Autor in der Einleitung vorausschickt: Erstens beschäftigt sich das Buch, anders als der Titel suggeriert, fast ausschließlich mit dem tschechischen Milieu. Zweitens handelt es sich nicht um die erste Arbeit zur Politisierung der Geschichte der hussitischen Epoche und Randák liefert auch keine Analyse der zeitgenössischen wissenschaftlichen Produktion zum Thema. Das heißt nicht, dass sich der Text nicht mit Historikern und Philosophen beschäftigen würde. Denn neben Parteiideologen wie Zdeněk Nejedlý waren Intellektuelle Schlüsselfiguren im Prozess der Implementierung der hussitischen Tradition. So kann Randák zeigen, dass der „wichtigste Hussitologe“ der 1950er Jahre, Josef Macek, nicht nur ideologisierte Bilder schuf, sondern diese als Pädagoge, Journalist, Funktionär von Bildungsgesellschaften, Librettist und Drehbuchschreiber auch aktiv zu verbreiten half.

Mit der Umsetzung der kommunistischen Geschichtspolitik war ein riesiger Apparat befasst. Anhand konkreter Beispiele zeigt Randák, wie dieser auf verschiedenen Ebenen funktionierte. So wendet er sich im ersten Teil des Buches dem Schulwesen, der Bildungsarbeit sowie der Massenerziehung und der Frage zu, wie hier Jan Hus als „erster tschechischer Kommunist“ entworfen und eingesetzt wurde. Besonders aufschlussreich ist dann das Kapitel, welches die Rolle der hussitischen Tradition in den internationalen Aktivitäten des tschechoslowakischen kommunistischen Regimes aufzeigt, insbesondere in den Beziehungen zur DDR. Die Passage über die regionale Implementation bildet dann den einzigen Teil der Studie, der sich mit der Slowakei beschäftigt. Hier geht Randák den – letztlich gescheiterten – Versuchen nach, die Slowakei mit dem Hussitismus zu verbinden (S. 256). Allerdings weist er dabei nicht darauf hin, dass diese Bemühungen um die „Aneignung der Slowakei“ (S. 254) Gebiete mit einem hohen ungarischen und einem niedrigen deutschen Minderheitenanteil betrafen. Das Abschlusskapitel beschäftigt sich einerseits

mit der hussitischen Tradition in der Kultur einschließlich dem Museumswesen, andererseits mit der Armee.

Das Buch basiert auf langjähriger, gründlicher Forschung und qualitativen methodologischen Grundlagen – hier lassen sich keine „Schwachstellen“ ausmachen. Problematisch ist aber, dass einige der Themen, mit denen sich Randák befasst, nicht neu sind und hier zudem langatmig dargestellt werden. Vor allem der einleitende Teil zur Entwicklung bis 1948 stellt lediglich eine Zusammenfassung älterer Arbeiten dar.¹ An mehreren Stellen werden zudem ausgiebig Fragen diskutiert, die für das Thema der Arbeit marginal sind. Als Beispiel kann das Unterkapitel zur institutionellen Verankerung der historischen Wissenschaft in Tschechien angeführt werden: Nachdem Randák in der Einleitung angekündigt hat, sich nur am Rande mit der zeitgenössischen Historiografie befassen zu wollen, beschreibt er die politischen und ideologischen Kämpfe zwischen den Gruppen um Zdeněk Nejedlý und Gustav Bareš auf vier Seiten (S. 310-313), um schließlich zu konstatieren, dass diese keinen Einfluss auf die Formierung des Hussitenmythos hatten. Sinnvoller als solche Exkurse, die mitunter wie ein Lehrbuch für angehende Historiker klingen, wären Hinweise auf die relevante Literatur gewesen.

Den Textfluss bremsen zudem die zu zahlreichen Zitate, welche die Nutzung der hussitischen Traditionen in verschiedenen Bereichen des politischen und öffentlichen Lebens belegen. Dass Randák seine Argumentation durch Beispiele stützen möchte, ist nachvollziehbar. Allerdings waren die Sprache, Phrasen und Interpretationen so stark kodifiziert und formalisiert, dass eine kleine Auswahl völlig ausgereicht hätte. Unabhängig davon, ob der Verteidigungsminister bei einer Militärparade sprach, oder ein Arbeiter auf einer Bildungsveranstaltung, formale Unterschiede lassen sich kaum ausmachen.

Indessen hätten die innovativen Kapitel, die sich bislang nicht erforschten Themen widmen, wie das zur Nutzung der hussitischen Tradition in der Außenpolitik, das zur Ideologisierung der mit den Hussiten in Verbindung gebrachten Landschaft oder dazu, wie historische Bildung auf lokaler Ebene ablief, mehr Raum verdient gehabt. Gerade hier ist Randák extrem vorsichtig und weist – vielleicht etwas zu oft – darauf hin, dass seine Analysen auf Stichproben basieren, die weitreichendere Aussagen nicht zulassen.

Trotz dieser kritischen Einwände steht außer Zweifel, dass Jan Randák in vielen Bereichen Pionierarbeit geleistet hat. Denn er kann zeigen, aus welchen Gründen und mit welchen Mitteln der Hussitismus zu einem authentischen und verhältnismäßig gut funktionierenden Bestandteil des tschechoslowakischen Stalinismus geworden ist. Dafür hat er die Funktionsmechanismen der Geschichtspolitik in der Aufbauphase des kommunistischen Regimes fundiert, kenntnisreich und an zahlreichen Beispielen analysiert. Die Schlussfolgerungen sind sicher auch relevant für die Untersuchung weiterer Länder des ehemaligen Ostblocks.

Bratislava

Adam Hudek

¹ Beispielsweise das Unterkapitel „Dělnické hnutí, levice a husitství“ [Arbeiterbewegung, die Linke und das Hussitentum], das fast ausschließlich auf Arbeiten von Petr Čornej basiert.

Kolář, Pavel: Der Poststalinismus. Ideologie und Utopie einer Epoche.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2016, 370 S., ISBN 978-3-412-50526-4.

In seinem klug geschriebenen Buch richtet Pavel Kolář den Blick auf einen bisher eher vernachlässigten Abschnitt der Zeitgeschichte: die Jahre zwischen 1956 und 1968, die Ära des „Poststalinismus“, begrenzt durch den XX. Parteitag der KPdSU einerseits und den „Prager Frühling“ sowie dessen Niederschlagung im Sommer 1968 andererseits. Kolář spricht zwar ausdrücklich von einer „Zwischenphase“ diese, so zeigt er, weist jedoch bemerkenswerte Eigenheiten auf, verdient unser Interesse und kann unser Verständnis für die Geschichte des Sozialismus in Ostmitteleuropa deutlich fördern.

Die Ausgangssituation und Basis für die Fragestellung des Buches bildet der „Schock“ des Jahres 1956: Obwohl viele der Enthüllungen über die stalinistischen Verbrechen nicht ganz unerwartet kamen, erzeugten sie eine als vollkommen anders empfundene Situation, ein ideologisches Vakuum, die Notwendigkeit eines totalen Neubeginns. Welche neuen „Sinnwelten“ nun geschaffen und gestaltet wurden, diese Frage bestimmt die Analysen der Studie.

Geografisch betrachtet Kolář dabei in erster Linie die ostmitteleuropäische Region mit der DDR, Polen und der Tschechoslowakei; einbezogen werden natürlich außerdem Einflüsse aus und das Geschehen in der Sowjetunion sowie, in begrenztem Maße, Ungarn. Dabei bilden die Entwicklungen in der Tschechoslowakei den Schwerpunkt. Mit der relativ späten Entstalinisierung einerseits und der ausgeprägten Reformbewegung der 1960er Jahre andererseits schaffen die Strömungen in der Tschechoslowakei eine Art Paradigma für den Poststalinismus, der lange Zeit zu Unrecht nur als „Warteraum für den Prager Frühling“ angesehen wurde. Die unterstellte Passivität des Wartens auf einen besseren Sozialismus, einen „mit menschlichem Antlitz“, lehnt Kolář ab und beschreibt stattdessen einen Gestaltungsraum, eine erstaunlich offene Zeit des Aushandelns. Seine Akteure sind nur in zweiter Linie die Vertreter zentraler Parteiorgane. Im Grunde interessiert er sich für eine Zwischenebene, die Kommunisten der unteren und mittleren Ränge. Seine „Vielen“, von denen er spricht, sind somit kein der Partei entgegengestelltes „Volk“. Kolářs Narrativ ist mit dem inzwischen so etablierten Gegensatz von top-down-Geschichte versus bottom-up nicht zu beschreiben. Die von ihm bereits mehrfach formulierte Kritik am Dualismus von „Partei“ und „Gesellschaft“ wird hier in ein innovatives Forschungsdesign umgesetzt, in dem Kommunisten nicht mehr „die anderen“ sind, sondern Gestalter ebenso wie Opfer der Geschichte.

Der wichtigste Quellenbestand für das hier besprochene Buch entstammt dem „ideologischen Alltag“, in dem wir einen Einblick bekommen nicht nur in die „fertige“ Ideologie, sondern in deren Entstehungsprozesse: Protokolle, Entwürfe, Pläne und Briefe. So werden die theoretischen Grundlagen der Studie – Termini insbesondere zu Utopie, Sprache und Performanz, die unter anderem von Bloch und Bachtin entliehen sind – praktisch umgesetzt und historisch ausgelotet. Der Begriff, den Kolář selbst aus seinen Analysen herleitet, ist derjenige der „prozessualen Utopie“. Anders als die radikalen und eindeutigen Zukunftsvisionen der Phasen Lenins und Stalins (der Zeit „davor“), anders auch als die von Stagnation und inhaltlicher Leere

bestimmte Zeit der Normalisierung nach 1968, war der Poststalinismus geprägt von einer intensiven Suche nach dem, was nun, in der Zeit „danach“, kommen sollte. Die Situation erschien den Zeitgenossen erstaunlich offen, zuweilen beängstigend, aber voller Möglichkeiten, neue Begriffe, Ideen und Ziele zu formulieren und diese auch – durch kontinuierliche Arbeit und nicht mehr durch den Knall der Revolution – umzusetzen. Mehrfach argumentiert Kolář, es handle sich hier um „einen der letzten Versuche, eine authentische, politische, ideologische Sprache zu schaffen“ (S. 329), und verweigert sich somit der klassisch dualistischen Geschichte, die 1956 als Zäsur zwischen Aufbauphase und Verfall sieht. Es gelingt Kolář hervorragend, „seine“ Zeit in umfassende Entwicklungslinien einzubetten, ohne dabei den ahistorischen Blick von 1989 zu bemühen. Von 1956 bis 1968, dies macht er sehr überzeugend deutlich, war die weitere Entwicklung alles andere als klar, und genau hierin liegt der Reiz dieser Zeit als Untersuchungsobjekt.

Das Konzept der prozessualen Utopie, an deren Entstehung sich zahlreiche Akteure beteiligten, bildet einen wichtigen Beitrag zur Debatte um den Diskurscharakter sozialistischer Diktaturen. Kolář nimmt natürlich Bezug auf Stephen Kotkins Modelle zum Stalinismus, Jochen Hellwegs Tagebuchstudien und Alexey Yurchaks Untersuchungen zum Spätsozialismus und ergänzt diese zeitlich – mit seiner Konzentration auf den Poststalinismus als Zwischenphase – sowie geografisch – mit dem Blick auf Ostmitteleuropa – auf wertvolle Weise. Konzepte wie Konsens oder Aushandlung werden ausführlich diskutiert. Dabei erscheint gerade die diachron vergleichende Perspektive ausgesprochen nützlich. Der Wandel vom stalinistischen autoritären Diskurs, in dem Stalin als Souverän des Nachdenkens die Regeln klar setzte, hin zu einem Diskurs, der zwar nicht weniger autoritär war, aber ohne einen höchsten Exegeten auskommen musste, macht die Besonderheit der 1950er und 1960er Jahre deutlich. Selbstverständlich gab es kein Machtvakuum und keinen Pluralismus, aber doch den Bedarf nach Interpretation und eine zuvor so nicht gekannte Verunsicherung, die offene Fragen möglich und notwendig machte. Die Utopie war nicht mehr von oben verordnet, sondern wurde diskutiert und gestaltet – im Alltag von Parteiversammlungen und langwierigen Sitzungen.

Kolář zeichnet ein Bild des Poststalinismus, der vom Wunsch nach Konsens gezeichnet ist und zugleich von der Notwendigkeit, Begriffe und Lösungen zu hinterfragen. Der Diskurs war, anders als in den 1970er und 1980er Jahren, offen, Begriffe erschienen flexibel und auslegbar. Diese Komplexität erfasst Pavel Kolář in einem Bild, das historiografische Debatten, philosophische Betrachtungen und theoretische Ansätze virtuos vereint. Sein Buch ist nicht immer einfach zu lesen – aber die Mühe lohnt sich zweifellos.

Spurný, Matěj: Most do budoucnosti. Laboratoř socialistické modernity na severu Čech [Brücke/Most in die Zukunft. Das Labor der sozialistischen Moderne in Nordböhmen].

Karolinum, Praha 2016, 290 S., ISBN 978-80-246-3332-9.

Die nordböhmische Stadt Most war jahrhundertlang geprägt vom Leben mit und von der Kohle. Als traditionelles Bergbaurevier nahm sie wie viele andere Orte einen starken Aufschwung während der Industrialisierung, in der Zwischenkriegszeit war sie Schauplatz der heftigsten Sozialproteste der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Nach 1948 wurde Most zu einem wichtigen Zentrum für die auf der Schwerindustrie gebaute Zukunftsvision der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (Komunistická strana Československa, KSČ). Die Kohle besiegelte dann auch das Schicksal der Stadt: Um die reichen Rohstoffvorkommen, die sich direkt unter dem Stadtgebiet befanden, im Tagebau zu erschließen, wurde das „alte Most“ zwischen 1965 und 1985 komplett abgetragen und durch eine in unmittelbarer Nähe errichtete Siedlung ersetzt. Dieses „neue Most“ war eine zentral geplante sozialistische Musterstadt, die der gesamten Bevölkerung ein fortschrittliches und komfortables Leben versprach. Noch während der Bauzeit wandelte sich dieses Projekt jedoch allmählich vom Beleg für die Errungenschaften der sozialistischen Ordnung zum Symbol der Missachtung von Menschen, Umwelt und Vergangenheit durch ein diktatorisches Regime.

Dieser ungewöhnlichen Geschichte widmet sich das Buch von Matěj Spurný. Die Rekonstruktion der Ereignisse ist dabei zweitrangig. Dem Autor geht es vor allem darum, das Schicksal von Most in den Kontext einer systemübergreifenden Spätmoderne einzuordnen. Welcher Sinnwelt, so lässt sich die Leitfrage wiedergeben, entsprang der Plan, die historisch bedeutende Stadt, die Zehntausenden ein Zuhause gab, dem Kohleabbau zu opfern und durch ein am Reißbrett entstandenes Vorzeigeprojekt zu ersetzen (S. 8)? Spurný gelingt es auf beeindruckende Weise, die spezifischen Bedingungen im Norden Böhmens der Nachkriegsjahrzehnte in Beziehung zu zeitgenössisch in Ost wie West prägenden Vorstellungen und Prozessen zu setzen. Most zwischen Alt und Neu wird dadurch als „Labor der sozialistischen Moderne“ – so der Untertitel – greifbar, als eine durch die politischen Verhältnisse geprägte Spielart allgemeinerer Entwicklungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Geschichte des heutigen Most erscheint damit nicht so sehr als kuriose Episode des hinter uns liegenden Staatssozialismus in Ostmitteleuropa, sondern vielmehr als Manifestation eines unbedingten Glaubens an die technische Machbarkeit, der die Welt bis heute prägt.

Die verschiedenen zeitgenössischen Einflüsse, die die Durchführung des von Spurný immer wieder so bezeichneten „Experiments“ ermöglichten, strukturieren den Aufbau des Buches. Die Erzählung bewegt sich dabei sozusagen von innen nach außen, indem zunächst auf die spezifische Situation des „Grenzlands“ eingegangen wird. Der etablierten Deutung, dass die nach der Vertreibung der Deutschen neu angekommenen Menschen in der Gegend fremd waren und deshalb der Zerstörung durch den Tagebau nichts entgegensetzten, gesteht Spurný nur geringe Erklärungskraft zu. Er weist dagegen darauf hin, dass der Abbruch von Most bereits vor dem

Krieg diskutiert wurde und auch in der Nachkriegszeit noch auf starken Widerstand vor Ort stieß. Wegen der unsicheren Zukunftsaussichten war die Stadt bereits jahrzehntelang vernachlässigt worden. Marode Bausubstanz, kaputte Infrastruktur und eine überdurchschnittlich hohe Romabevölkerung machten sie in den Augen der Planer und Politiker zum Problemfall, dem nur durch einen rigorosen Eingriff beizukommen sei. Den Ausschlag dafür, das alte Most der Kohleförderung zu opfern, gaben aber erst der Aufstieg des technokratischen Denkens ab Mitte der 1950er Jahre und die neue technische Möglichkeit, in kurzer Zeit eine Planstadt zu errichten.

Diese beiden Faktoren analysiert Spurný in einem umfassenden Kontext, der vornehmlich Entwicklungen in Westeuropa, den USA und der Sowjetunion umfasst. Er arbeitet heraus, dass der Primat der wirtschaftlichen Effizienz und insbesondere der Schwerindustrie bis in die 1960er Jahre in Ost wie West politische Entscheidungen prägte. Der Glaube an die Berechen- und Steuerbarkeit von Gesellschaft durch eine wissenschaftlich-technische Elite brachte radikale Ideen wie die Zerstörung ganzer Landstriche und historisch bedeutender Orte in Friedenszeiten zugunsten eines abstrakten Gemeinwohls erst hervor. Die Konzeption des neuen Most baute wiederum auf architektonischen Reformmodellen auf, wie sie in den 1930er Jahren in der Charta von Athen dargelegt worden waren und in der Ersten Republik ihre deutlichste Ausprägung in Baťas Zlín gefunden hatten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in West und Ost mit Städten als Werkzeug des social engineering experimentiert. Nicht nur in Nordböhmen wurden alte Stadtviertel – wenn sie nicht ohnehin vom Krieg zerstört worden waren – abgebrochen, um Platz für funktionale, hygienische und autogerechte Siedlungen zu schaffen. In der Tschechoslowakei bot die Berufung auf diese internationalen architektonischen Strömungen zudem die Gelegenheit, sich vom sozialistischen Realismus der Stalinzeit zu distanzieren und der sozialistischen Gesellschaftsutopie einen Musterort zu errichten.

Ebenso transnational wie die Ordnungsvision der technischen Moderne war auch die aufkeimende Kritik daran. Spurný bettet die kritischen Stimmen, die sich in der Reformära der 1960er Jahre und während der Normalisierung gegen die Zerstörung der Landschaft, der Stadt und ihrer historischen Denkmäler erhoben, in systemübergreifende Protestbewegungen ein, die sich dem Schutz der Umwelt und des Kulturerbes verschrieben hatten. Kritik an dem rücksichtslosen Vorgehen in und um Most äußerten nicht bloß Oppositionelle, sondern auch Vertreterinnen und Vertreter des amtlichen Natur- und Denkmalschutzes, engagierte Bürgerinnen und Bürger und auch Politikerinnen und Politiker auf verschiedenen Ebenen. Wie der Autor zeigt, war das Regime für eine gewisse Zeit sogar in der Lage, diese Zweifel am Gelingen des nordböhmischen Zukunftsexperiments aufzunehmen und zu neutralisieren. Ein fortschrittliches Leben im neuen Most und die Erhaltung des historischen Erbes aus dem alten Most – das sollte sich unter der Regie der KSČ ideal ergänzen. Diesen Anspruch verkörperte auf perfekte Weise die Umsetzung der Marienkirche. In einer spektakulären, medial bestens dokumentierten Aktion wurde der bedeutende spätgotische Bau 1975 auf eigens verlegten Schienen knapp einen Kilometer an einen Standort unweit der neuen Stadt verschoben.

Kommunistische Kader, die alle Hebel in Bewegung setzten, um eine Kirche vor dem Abriss zu retten: Das ist nicht das einzige Paradox, das Spurný in seiner elegant

gegliederten und hervorragend lesbaren Arbeit durch die breite Kontextualisierung seines Untersuchungsgegenstands erklären kann. Dass das Schlusskapitel dann mit Verweis auf die Dialektik der Aufklärung auf die der Moderne innewohnende grundsätzliche Paradoxie zusteuert, überrascht nicht. Beeindruckend ist aber, wie viele dieser Ambivalenzen sich in übergroßer Deutlichkeit im Schicksal der nordböhmisches Bergbaustadt erkennen lassen.

Es lässt sich wenig kritisieren an diesem anregenden Buch. An mancher Stelle scheint mir der Autor zu sehr auf Abgrenzung seines Falles und seiner Vorgehensweise bedacht. Dieser Eindruck kommt bisweilen bei Details wie der Einordnung in die bestehende Forschung auf. Es lässt sich darüber streiten, ob die Kombination von Umwelt- und Sozialgeschichte ein Desiderat darstellt (S. 47) oder die Verbindungen zwischen Naturbewahrung und Schutz des Kulturerbes nicht bekannt sind (S. 187). Wichtiger ist das aber bei der Wahl der Vergleichsmaßstäbe. Spurný gibt immer wieder seiner Verwunderung Ausdruck, wie es zur Entscheidung kommen konnte, Most vollständig der Kohle zu opfern, oder betont die Besonderheit seines Untersuchungsgegenstands. Hier wäre es interessant gewesen zu erfahren, welchen Platz die Stadt in der Geschichte der zahllosen menschlichen Siedlungen hat, die billigend großangelegten Maßnahmen zur Ressourcennutzung geopfert wurden. Neben dem Tagebau wäre z.B. die Errichtung von Talsperren zu nennen, die ihren Höhepunkt ebenfalls im Kalten Krieg hatte. In diesem Zusammenhang wäre eine tatsächlich globale Perspektive instruktiv gewesen, die neben Europa und den USA auch systematisch koloniale und postkoloniale Fälle berücksichtigt. Vielleicht erwiese sich Most aus diesem Blickwinkel nicht als besonderer Fall. Das wäre aber auch gar nicht schlimm, denn die Studie bezieht ihre argumentative Prägnanz ja daraus, gerade nicht für einen Sonderfall Most zu plädieren, sondern für systemübergreifende Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge.

Es versteht sich von selbst, dass man nicht alles leisten kann. Und so sind dies weniger grundsätzliche Einwände als mögliche weitere Fragen, die sich aus der Lektüre ergeben. Matěj Spurný hat ein sehr lesenswertes Buch vorgelegt, das es schafft, gleichzeitig beides zu sein: eine Regionalstudie mit weitem Horizont und eine ebenso anschauliche wie historisch fundierte Auseinandersetzung mit der Funktionsweise der späten Moderne.

Basel

Bianca Hoenig

Stach, Sabine: Vermächtnispolitik. Jan Palach und Oskar Brüsewitz als politische Märtyrer.

Wallstein, Göttingen 2016, 511 S., 28 Abb. (Moderne Europäische Geschichte 12), ISBN 978-3-8353-1815-1.

In der ČSSR wie in der DDR forderte der Widerstand gegen die Diktatur Opfer. Eine ultimative Form des Opfers ist die Selbstverbrennung, die Jan Palach und Oskar Brüsewitz wählten. In ihrer beeindruckenden Studie vergleicht Sabine Stach die Selbstopfer des tschechischen Studenten Jan Palach 1969 in Prag und des evangelischen Pfarrers Oskar Brüsewitz 1976 in der thüringischen Kleinstadt Zeitz. Dabei interessieren die Verfasserin nicht primär die Taten selbst in ihren historischen

Kontexten, sondern sie fragt nach deren Rezeptionen und danach, wie die Gesellschaften mit diesen Formen modernen Martyriums umgegangen sind. Fast ein halbes Jahrhundert nach diesen Ereignissen und 25 Jahre nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft zieht sie vergleichend Bilanz. Methodisch bedient sie sich dabei einer komparativen Diskursanalyse, um zu rekonstruieren, wie über diese beiden erschütternden Taten gesprochen wurde.

Martyrium und Heldentum, so Stach im ersten Teil des Buches, sind mitteleuropäischen Gesellschaften fremd geworden. Doch zugleich bestimmt das Gedenken an die Opfer von Krieg und totaler Herrschaft die Geschichtspolitik in der Europäischen Union. Wegen ihres selbst gewählten Todes während des Realsozialismus entziehen sich Jan Palach und Oskar Brüsewitz konventionellen Deutungsmustern. Beide Selbstverbrennungen verstören nicht nur durch ihre Radikalität, sondern wohl auch dadurch, dass sie in gewisser Weise aus der Zeit fielen. Während sich große Teile der Gesellschaft mit den Realitäten der Diktatur abgefunden, sich ihre private Nische gesucht und die Gegner kommunistischer Herrschaft entweder das Land verlassen oder resigniert hatten, setzten Palach und Brüsewitz mit ihren Freitoden unübersehbare Zeichen. Ihr Beispiel warf primär Fragen auf – es konnte kaum als Vorbild für eigenes Handeln dienen. Durch ihre Taten klagten sie nicht nur die kommunistische Führung an, sie isolierten sich auch von der Mehrheitsgesellschaft.

Der Kontext und die Bedeutung der untersuchten Taten unterscheiden sich deutlich. Die Selbstverbrennung Jan Palachs, dem der zweite Teil des Buches gewidmet ist, gehört in den Zusammenhang des Reformkommunismus, der mit dem Prager Frühling einen letzten Höhepunkt in Ostmitteleuropa erlebte. Im August 1968 hatte der Einmarsch des Warschauer Paktes unter der Führung der sowjetischen Armee den Reformprozess gewaltsam beendet und die Tschechoslowakei wieder auf das sowjetische System verpflichtet. Damit zerschlug sich nicht nur die Hoffnung auf einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“; es zeigte sich zudem, wie begrenzt die Souveränität der ČSSR in der europäischen Nachkriegsordnung war. Die Erwartungen, die große Teile der Studentenschaft in die Reformen gesetzt hatten, waren abrupt vernichtet. Palachs Selbstopfer stelle den radikalsten Ausdruck dieser Enttäuschungen dar. Gleichzeitig schrieb sich der Prager Student mit seiner Tat in eine nationale Tradition ein, die bis zu Jan Hus zurückreichte. Palachs Tod erschütterte die Öffentlichkeit und löste in Prag und im ganzen Land eine Welle der Anteilnahme aus. Prag befand sich im Ausnahmezustand. Bereits in diesen Wochen wurde Palach zu einem nationalen Mythos.

Dennoch bestand keinerlei Einigkeit darüber, wofür Jan Palach und seine Tat standen. Während dem Regime in der ČSSR durch Maßnahmen wie die Exhumierung und Auflösung des Grabes eine *damnatio memoriae* wenigstens teilweise gelang, pflegte das Exil die Erinnerung an Palach jenseits der Grenzen. Seine Tat wirkte auch deshalb weit über die ČSSR hinaus. Selbst die Dissidenten beschäftigten sich – wie die Verfasserin beeindruckend nachzeichnet – ausführlich mit Palachs Erbe. Mit dem 20. Jahrestag des Todes von Jan Palach kehrte sein Fall 1989 in die Öffentlichkeit zurück. Die Erinnerung an ihn spielte eine wichtige Rolle für das Selbstverständnis der gewaltfreien demokratischen Opposition: Widerstand durch Erinnerung an Palachs Tat stand am Beginn dieses Epochenjahres. Es waren dann die Ereignisse um

eine studentische Demonstration im November, auf der ebenfalls an Jan Palach erinnert wurde, die zum Sturz des Normalisierungsregimes führten. Seit 1989 wird die Selbstverbrennung Jan Palachs überwiegend als Heldentat des Widerstandes gegen den Kommunismus gefeiert.

Der Selbstmord des Pfarrers Oskar Brüsewitz im August 1976 in der DDR spielte und spielt eine weitaus geringere Rolle in der Erinnerung an die SED-Diktatur. Von Beginn an wurde er stärker als individuelle Verzweiflungstat betrachtet – es fehlt die Anbindung an eine nationale Meistererzählung wie im Falle der Heroisierung Palachs. Gleichwohl bildete das Jahr 1976 mit dem Tod Brüsewitz' und der Ausbürgerung Wolf Biermanns eine Zäsur in der Geschichte der Opposition gegen das SED-Regime. Brüsewitz' kompromissloses Christentum brachte ihn bereits zu Lebzeiten nicht nur in Konflikt mit dem atheistischen Staat, sondern auch mit der Amtskirche. Der Umgang mit Brüsewitz' Tod, den Stach im dritten Teil ihrer Monografie analysiert, bietet deshalb vornehmlich Einblicke in das Verhältnis zwischen Staat und Kirche sowie in das protestantische Selbstverständnis in der DDR. Noch entschiedener als in der ČSSR versuchten parteistaatliche Stellen hier die Erinnerung an das Wirken und den Tod Brüsewitz' auszulöschen. Im Rückblick auf dessen Opfer und die Folgen wird bis in die Gegenwart kontrovers diskutiert, inwieweit die evangelische Kirche diese Maßnahmen über Gebühr unterstützte. Die Verfasserin kann zeigen, dass Brüsewitz innerhalb der Kirche eine breite Debatte entfachte und über christliche Kreise hinaus wahrgenommen wurde. Dabei wurde auch die offizielle Definition als „Kirche im Sozialismus“ kritisiert und die Frage gestellt, inwieweit eine solche Auslegung der Lutherischen „Zwei-Reiche-Lehre“ noch zeitgemäß sei. Wie im Fall Palach rekonstruiert die Verfasserin auch hier akribisch die Memorialisierung nicht nur in der DDR, sondern über deren Grenzen hinaus im Kalten Krieg und nach dem Ende der SED-Herrschaft.

Im vergleichenden Schlussteil ihrer Studie geht Sabine Stach den politischen Märtyrern des Spätsozialismus zwischen „verordnetem Vergessen“ und „Heilversprechen“ nach. Dabei stellt sie ihre Befunde gekonnt in einen Zusammenhang mit der europäischen und globalen Geschichtskultur, in der die Identifikation mit Opfern eine zentrale Rolle spielt, und lotet die Grenzen der Sinnstiftung – national und darüber hinaus – durch diese „Opferhelden“ aus. Sie kommt zu dem Schluss, dass Jan Palach und Oskar Brüsewitz mit ihren Taten dort die größte Wirkungsmacht entfalteten, „wo ihr polarisierendes und aktivierendes Potential als Helden in den Vordergrund gerückt wurde“ (S. 466). Denn nur Helden eröffneten einen Zukunftshorizont, für den es sich zu kämpfen lohnte. Sabine Stach ist es gelungen, den zahlreichen Facetten des Opfers von Palach und Brüsewitz nachzuspüren sowie die Erinnerung an ihre Taten zu historisieren. Ihre Arbeit zählt zu den herausragenden Studien über europäische Geschichtskultur und wirft darüber hinaus ein neues Licht auf das Phänomen des Martyriums für unsere Zeit.

Vilímek, Tomáš: *„Všichni komunisté do urn!“ Volby v Československu v letech 1971-1989 jako společenský, politický a státněbezpečnostní fenomén* [„Alle Kommunisten in die Urnen!“ Wahlen in der Tschechoslowakei in den Jahren 1971-1989 als gesellschaftliches, politisches und staatsicherheitliches Phänomen].

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 2016, 354 S. (Česká společnost po roce 1945, 12), ISBN 978-80-7285-198-0.

Jeder, der in der ČSSR lebte, über 50 und noch nicht völlig verkalkt sei, schreibt Oldřich Tůma in der Einleitung zu Tomáš Vilímeks „Alle Kommunisten in die Urnen“, könne sich noch an das miese Gefühl erinnern, mit dem man in der Zeit der Normalisierung wählen ging (S. 5). Die oft als demütigend empfundene öffentliche Loyalitätsbekundung bildete eine Facette des breiten Spektrums an Erwartungen und Deutungen von Wahlen im späten Sozialismus. Vilímeks Ziel ist es, das Phänomen in großer Breite zu erforschen. Er setzt bei der Beobachtung an, dass Wahlen in sozialistischen Regimen eine hohe, jedoch dem liberal-demokratischen Verständnis diametral entgegengesetzte Bedeutung zugesprochen wurde. Wie die Wahlen ohne Wahlmöglichkeit – schließlich wurde über Einheitslisten abgestimmt – verstanden wurden und welche Funktionen sie in den sozialistischen Diktaturen hatten, rekonstruiert er am Beispiel der Tschechoslowakei nach 1968. Vilímek geht dafür in vier großen Untersuchungsschritten vor: Im ersten Teil beschreibt er das sozialistische Demokratieverständnis und zeigt, welche Rolle darin den Wahlen zugewiesen war. Es ging nicht darum, die Machtverhältnisse zu klären, sondern die Reihen hinter der führenden Partei zu schließen. Unterhalb dieser Ebene der Mobilisierung, so Vilímek, kam Wahlen aber noch eine ganze Reihe weiterer Funktionen zu – von der Interaktion zwischen der Führung und der Bevölkerung über die umfassende Überprüfung der Sicherheitslage bis hin zur Aktivierung der Wirtschaft. Besonders verdienstvoll ist, dass der Autor sowohl die Rekrutierung von Kandidaten als auch die komplizierte Struktur der Organe, für die diese aufgestellt wurden, im Detail erläutert, womit er verdeutlichen kann, wie es der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (Komunistická strana Československa, KSČ) gelang, ihren Herrschaftsanspruch durchzusetzen.

Dem Bündel an Zielen, die mit dem Gesamtkomplex des Wählens verbunden waren und ihrer praktischen Umsetzung geht Vilímek im zweiten Teil anhand der Wahlen von 1971, 1976, 1981 und 1986 nach, wobei die ersten Wahlen nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“, bei denen gewissermaßen das Drehbuch für die darauf folgenden geschrieben wurde, besondere Aufmerksamkeit gilt. Der dritte Teil des Buches befasst sich schließlich mit gegen die Wahlen gerichteten Aktionen. Vilímek stellt hier Wahlverweigerung, Flugblätter, Wandmalereien und anonyme Briefe an politische Autoritäten vor. Für all dies hat er umfangreiche Quellenbestände in mehreren Archiven ausgewertet, die es ihm ermöglichen, ein facettenreiches Bild der spätsozialistischen Tschechoslowakei und ihrer „konsolidierten Bürger“, wie es Jiřina Šiklová formuliert hat (S. 167), zu zeichnen.

Es ist das Bild einer Gesellschaft, die aus der Perspektive der Partei nach 1968 erfolgreich befriedet wurde und ihrer „freiwilligen Pflicht“ (S. 231) zu wählen fast geschlossen nachkam. Widerstand, das dokumentiert Vilímek mit seinen Beispielen,

wurde eher singulär geleistet, von Einzelpersonen oder kleinen Gruppen. Wer sich dem Regime offen entgegenstellte, musste mutig sein und in den meisten Fällen teuer dafür bezahlen. Dass Vilímek widerständigen Aktionen in seiner Darstellung großen Raum gibt, ist sicher nicht zuletzt auf den Wunsch zurückzuführen, diese Geschichte in der Erinnerung wach zu halten. Das geschieht ohne Heroisierung, so kommen diverse Taten zur Sprache, die spontan, unter Alkoholeinfluss oder in ganz anderer Absicht als der verübt wurden, gegen den Machtanspruch der KSČ zu protestieren. Allerdings „franst“ die Darstellung in diesen Passagen deutlich aus – und das nicht nur wegen der allzu ausführlichen Wiedergabe der Quellen, sondern auch, weil hier das im ersten Teil des Buches überzeugend begründete Erkenntnisinteresse etwas aus dem Blick gerät. Es geht nicht mehr primär um die Funktionen und das ganz konkrete Funktionieren der Wahlen, sondern in einem breiten Sinn um das Leben unter der Herrschaft einer Partei, die alles bestimmen möchte. Dabei schiebt sich mitunter die Wertung der Zeitgenossen und der Zeitzeugen vor das Interesse an der Logik, mit der Wahlen ohne Auswahl zu einem Großereignis erklärt wurden (z.B. S. 258).

„Alle Kommunisten in die Urnen!“ ist ein überaus wichtiger Beitrag zur aktuellen Forschungsdebatte. Indem Tomáš Vilímek das Phänomen der Wahlen im Sozialismus ernst nimmt, das sonst gerne als reine Inszenierung abgetan wird, öffnet er tiefe Einblicke in das Funktionieren der sozialistischen Diktatur – angefangen von den Institutionen auf der untersten Ebene über längst in Vergessenheit geratene Alltagspraktiken bis hin zu den Mitteln, mit denen die Staats- und Parteispitzen das Land führte. Als Leser/in kann man sich von dem Buch aber auch dazu angeregt fühlen, über die Entgegensetzung von „echten“ demokratischen und „inszenierten“ sozialistischen Wahlen nachzudenken. Kann sein, dass sich dabei hier oder da ein mieses Gefühl einstellt.

München

Christiane Brenner

Nekula, Marek: Franz Kafka and His Prague Contexts: Studies in Language and Literature.

Karolinum Press, Charles University, Prague 2016, 244 S. ISBN 978-80-246-2935-3, ISBN 978-80-246-2992-6 (pdf).

Wer Marek Nekulas neuestes Buch über den Schriftsteller Franz Kafka zur Hand nimmt, mag sich zunächst an den Titel des Bandes „Kafka und Prag. Literatur-, kultur-, sozial- und sprachhistorische Kontexte“ erinnert fühlen, der im Anschluss an die gleichnamige Tagung 2012 im Böhlau-Verlag erschien und bei dem neben Nekula auch Peter Becher und Steffen Höhne als Herausgeber fungierten. Auf den ersten Blick könnte es somit den Anschein haben, bei dem vorliegenden Buch handle es sich lediglich um die Übersetzung einer Auswahl von Texten ins Englische zum Zweck der einschlägigen Wissensvermittlung an ein Publikum, das über keine bzw. zu geringe Deutschkenntnisse verfügt, um wissenschaftliche Texte in dieser Sprache zu lesen. Es wäre jedoch schade, würden deutschsprachige Kafka-Interessierte in diesem Glauben angesichts der ansonsten schon kaum noch zu bewältigenden Menge an Sekundärliteratur zu Kafka deshalb nicht zu dieser Publikation greifen.

Denn ihnen würde etwas entgehen: Ja, das Buch enthält (auch) Übersetzungen von bereits auf Deutsch veröffentlichten Texten Marek Nekulas, aber eben nicht nur und nicht bloß in loser Abfolge ohne Kohärenz. Ja, das Buch ist eindeutig zur Wissensvermittlung an ein internationales Publikum geeignet, aber eben nicht nur das. Es kann (und sollte) durchaus gerade von versierten Kafka-Kennern gelesen werden.

Den Kern der vorliegenden Publikation bilden sieben in der Reihenfolge und inhaltlichen Ausrichtung aufeinander abgestimmte Kapitel, die als Einzelstudien zwar auch für sich gelesen werden könnten, ihre volle Wirkung aber erst in der Zusammenschau entfalten. Diese sind umrahmt von einem für das Verständnis des Buches nicht unwesentlichen Vorwort sowie einer ausführlichen Bibliografie, einem Namensindex sowie einer Anmerkung der Redaktion, in der die hervorragende translatorische Arbeit der Übersetzer Carly McLaughlin und Robert Russell ausgewiesen sowie die redaktionelle Arbeit von Anna Bryson-Gustová und Robert Russell bei zwei weiteren Studien gewürdigt werden.

Im Vorwort erklärt Marek Nekula die Motivation, die hinter dem Band steht, dessen Aufbau und die Abfolge der einzelnen Kapitel. Schon hier wird der hohe Grad an Reflexion der Zusammensetzung wie der einzelnen Studien deutlich, der die Lektüre so wertvoll macht. Selbst wenn man einige Passagen bereits in früheren Studien Nekulas gelesen hat (manche der zugrunde liegenden Texte sind schon an die fünfzehn Jahre alt), so erscheinen sie in der neuen Abfolge und Einbettung in einem anderen und dabei oft noch schärferen Licht. Das liegt zweifellos an der jahrelangen Beschäftigung des Autors mit dem Thema, seinen Erfahrungen und seinem Reifeprozess. Nekula weiß genau, was er sagen und vermitteln möchte, was ihm in Bezug auf das Thema ein Anliegen ist, und so gelingt es ihm auch, diese ihm wesentlich erscheinenden Punkte den Rezipienten in einem neuen Gewand und in der Vermittlungssprache Englisch (oft vielleicht noch besser, weil kondensiert) nahezu bringen.

An den Anfang hat Nekula die Übersetzung seines Aufsatzes „Einblendung und Ausblendung: Tschechoslowakische Kafka-Rezeption und Erstveröffentlichungen von Kafkas tschechischen Texten“ gestellt,¹ wobei „Suppression and Distortion: Franz Kafka ‘From the Prague Perspective’“ schon im Titel noch deutlicher macht, worum es ihm eigentlich geht: Hier stellt er die Selbstevidenz der biografie- und soziologiebasierten Sichtweise Kafkas in Frage. Diese verbindet Nekula mit der Kafka-Konferenz, die 1963 aus Anlass des 80. Geburtstags des Schriftstellers in Liblice stattfand und deren simplifizierende Ergebnisse, Forschungsfragen und Interpretationen der Texte Kafkas teilweise bis heute nachwirken. Nekula möchte also zeigen, wie ein ideologiebasierter Zugang zur Entstellung der authentischen Gestalt von Kafkas Sprache in seinen Texten und damit auch zu einer Verstärkung bestimmter interpretatorischer Sichtweisen seiner literarischen Werke geführt hat.

Zugleich ist es ihm ein Anliegen, insbesondere auch in seinen weiteren Studien die Sprache Kafkas in all ihrer Vielschichtigkeit und mit all ihren Idiosynkrasien und Besonderheiten darzustellen, und zwar sowohl in Kafkas tatsächlicher Lebenswelt

¹ In: *Höbne, Steffen/Udolpb, Ludger* (Hgg.): *Franz Kafka – Wirkung, Wirkungshinderung, Nicht-Wirkung*. Köln, Weimar, Wien 2014, 61-91.

als auch in seinem literarischen Schaffen. Das gilt insbesondere für die nachfolgenden vier Studien mit ihren für sich sprechenden Titeln: „The ‘Being’ of Odradek: Franz Kafka in his Jewish context“, einer Synthese des zweiten und dritten Kapitels von Nekulas Monografie „Franz Kafkas Sprachen: ... in einem Stockwerk des innern babylonischen Turmes ...“,² dem für das Buch neu verfassten dritten Kapitel „Franz Kafka’s languages“, das einerseits auf Materialien aus dem genannten Buch basiert, andererseits auf Ergebnissen des Forschungsprojekts „Language and Identity: Franz Kafka in a Central European Linguistic and Cultural Context“ und auf der im Anschluss publizierte Studie „Franz Kafka’s languages. Monolingualism, bilingualism, or multilingualism of a Prague Jew?“,³ dem vierten Kapitel „Kafka’s ‘organic’ language: Language as a weapon“, einer Übersetzung der Studie „Kafkas ‘organische’ Sprache: Sprachdiskurs als Kampfdiskurs“⁴ sowie dem fünften Kapitel „Franz Kafka at school: Kafka’s education in Czech language and literature“, das auf dem ebenfalls fünften Kapitel der bereits genannten Monografie „Franz Kafkas Sprachen“ aufbaut. Mit äußerster Sorgfalt und Genauigkeit dokumentiert Nekula in den genannten vier Kapiteln alle Aspekte, die Kafkas Verhältnis zum Hebräischen und Jiddischen, Deutschen und Tschechischen betreffen, und zwar nicht nur, wie Kafka diese Sprachen verwendete, sondern ebenso, wie er über diese dachte.

Letzteres wird besonders auch in den beiden abschließenden Kapiteln manifest: „Kafka’s Czech reading in context“, eine Übersetzung der Studie „Franz Kafkas tschechische Lektüre im Kontext“,⁵ rückt zunächst Kafkas Wissen um die tschechische Literatur und Kultur und damit auch seine Tschechischkenntnisse in ein ideologiebefreites Licht. Das abschließende Kapitel „Divided city: Franz Kafka’s readings on Prague“, das auf der Studie „The divided city: Prague’s public space and Franz Kafka’s readings of Prague“⁶ aufbaut, geht auf den Diskurs zu Sprache vor allem in Kafkas Tagebucheinträgen und Briefen sowie in den Interpretationen seiner Kurzgeschichten „Das Stadtwappen“, „Beim Bau der Chinesischen Mauer“, „Das Schicksal der Sirenen“ und „Der Jäger Gracchus“ ein.

Das Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite gut lesbar, die Klarheit in den Begrifflichkeiten wohlthuend, am Ende ertappt man sich eigentlich bei dem Gedanken, wie schade es ist, dass diese so knappe und konzise Synthese nicht auch auf Deutsch oder Tschechisch vorliegt. Jenen, die bereits mit der Materie bestens vertraut sind, darf man sie in ihrer erhellenden Zusammenschau getrost empfehlen,

² Zugleich auf Tschechisch erschienen als „... v jednom poschodí vnitřní babylonské věže...“ / Jazyky Franze Kafky. Praha 2003.

³ In: *Nekula, Marek/Bauer, Verena/Greule, Albrecht* (Hgg.): *Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas. Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert.* Wien 2008, 15-44.

⁴ In: *Engel, Manfred/Robertson, Ritchie* (Hgg.): *Kafka, Prague, and the First World War.* Würzburg 2012, 237-256.

⁵ In: *Bohemia* 43 (2002) H. 2, 346-380.

⁶ In: *Nekula, Marek/Fleischmann, Ingrid/Greule, Albrecht* (Hgg.): *Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und nationale Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder.* Weimar, Köln 2007, 85-106.

allen anderen Interessierten kann man sie aber auch zum Einstieg in die Materie nur dringend ans Herz legen.

Marek Nekula hat die vorliegende Publikation dem Gedenken an die beiden zuletzt verstorbenen Nichten Kafkas Marianne Steiner (geboren am 19. Dezember 1913 in Prag, verstorben am 8. November 2000 in London) und Věra Saudková (geboren am 27. März 1921 in Prag, verstorben am 3. August 2015 ebendort) gewidmet. Wie der Zufall es wollte, hatte er das Manuskript des Buches „Franz Kafka and His Prague Contexts“ genau am Tag des Todes von Věra Saudková zum Abschluss gebracht und für den Druck eingereicht.

Wien

Stefan Michael Newerkla